Die
Rosenkreuzer in Wien.

Sittengemälde

aus der Zeit Kaiser Joseph's II.

von

Eduard Breier.

Vierter Theil.

Wien, 1852.
Jasper's Wwe. & Hügel.

Erstes Capitel.

Nach der Oper.

Es war am 28. April 1786.

Die Vorstellung im Theater nächst dem Kärntnerthore war zu Ende.

Man hatte zum ersten Male aufgeführt: „Le Nozze di Figaro“ — Text von Da Ponte. Musik von W. A. Mozart.

Das Bierhaus zur Schlange in der Kärnthnerstraße füllt sich mit Menschen.

Das Locale ist, für die damalige Zeit, elegant eingerichtet.

Tapeten, Spiegel, gepolsterte Sitze, die Beleuchtung besteht sogar aus Wachskerzen. Man sieht, daß dieser Ort gewohnt ist, von honorablen Gästen besucht zu werden.

Die geschornen Kellner — heut zu Tage werden in der Regel die Gäste geschoren — fliegen umher, der Gastgeber

commandirt, empfängt die Kommenden, weist ihnen Plätze an und nimmt von den Abgehenden die Zahlung.

G'schwind' Maxl, dorthin zu Herrn von Alxinger. er will was zu essen. —

Guten Abend, Herr von Ratschky, ich bitt', nehmen's Platz, dort sitzen schon die andern Herren —

Bin schon da — was schaffen's? Ah, Poldl, eine halbe Horner für Herrn von Haschka!

Tummelts Euch. Kinder, Ihr seht ja, daß die Komödie aus ist, und daß heut' der Pummel umgeht; gleich, gleich Herr von Blumauer; Maxl, eine halbe Luft für Herrn von Blumauer.

Der Wirth kehrte und wendete sich nach allen Seiten, daß ihm der Zopf wackelte, die Gäste begannen sich immer lauter zu unterhalten, die Kellner thun ihre Schuldigkeit.

Während die genannten Gäste im äußeren Zimmer sich an Einem Tische sammelten, saß in der Zechstube neben an eine zweite Gesellschaft, die sich lärmvoll aber in wälscher Sprache unterhielt. Unter dieser befand sich, gleichsam den Ton angebend, ein Mann, vielleicht sechs und dreißig Jahre alt, klein von Statur, aber wohlbeleibt. Sein Gesicht voll und rund, das Auge dunkel, der Teint olivenfarbig. Eine große Perücke deckt den Kopf, und paßt ganz zu dem dünkelvollen, stolzen Benehmen des Mannes.

Die Unterhaltung wurde bald in wälscher, bald in deutscher Sprache geführt, denn die Gesellschaft bestand aus itallienischen Künstlern und Kunstenthusiasten, und der Mann, welchen wir eben geschildert haben, war Maestro Antonio Salieri.

Man unterhielt sich wie natürlich vom Figaro, und der Triumph, über die heutige, etwas laue Aufnahme, leuchtete aus den Augen der Wälschen.

Ik wundere mir gar nit, daß hat nit gefallen, die Opera, sagte eben Salieri, der selbst bis in sein hohes Alter nicht deutsch sprechen lernte, obwohl er bis zu seinem Tode (7. Mai 1825) in Wien lebte, wie gesagt, ik wundere mir nit, der Amadeo kann nit sreiben eine Opera, weil er nit versteht zu schreiben für die Gesank, für die Gurgel, mein ick, — nit Alles, was man kann spielen auf der Violine, kann man auch singen mit der Gurgel.

Wahr gesprochen, Maestro, darin liegt's, und das verstehn nur unsere Landsleute. Singen können nur Italiener, und daher können auch nur Italiener für Gesang schreiben.

Es is nit leicht, versetzte Salieri, indem er den Kopf maestoso emporhob und selbstgefällig lächelte, schöne Melodie zu erfinden, und su sreiben, daß sie kann werden con bravura gesungen. Ein Aufen voll Noten macken nit aus der Kunst, und immerfort blasen lassen der Clarinetto, der Corno und Posaune, das ist auch keine Kunst. Ein Aufen Instrumente macken wohl Lärm, aber keine Gesang.

In diesem Tone ging es unter den Wälschen fort, und die Gäste außen fanden es für gut, den Kriterien eine Weile zuzuhören, ohne ihre Bemerkungen darüber zu machen.

Jetzt kehrte sich der zierliche Alxinger zu seinen Tischgenossen, und sagte: Man sollte doch den guten Herren da drinnen ein Bischen auf die Finger klopfen, Sie nehmen sich sonst zu viel aus der Schüssel des Verdienstes heraus —

Was liegt daran, versetzte der geschmeidige Haschka,

wenn sie zu viel herausnehmen, werden sie es wieder zurücklegen müssen; mit dem Ruhme und dem Verdienste ist es so wie mit jeder andern Last, wer seiner Schulter mehr aufbürdet als er zu tragen vermag, der muß entweder einen Theil davon abwerfen, oder er wird zerquetscht.

Die Wälschen thun als ob die Oper gar nicht gefallen hätte, bemerkte Ratschky.

Das ist lächerlich, kreischte Blumauer, der Erfolg war günstig, aber nicht in dem Maße, als es den Wälschen gegenüber wünschenswerth gewesen wäre. Ich hatte einen Erfolg gehofft, der den ganzen Salieri mit einem Schlage niedengedonnert hätte, damit er sich gar nie mehr hätt erheben können — übrigens geb' ich meine Hoffnung nicht auf — geschieht's nicht auf ein Mal, so geschieht es nach und nach, der Mozart macht den Wälschen doch ein Ende, ist's nicht heute, so wird's morgen sein: die Italiener haben eine feine Nase, sie riechen die Todesgefahr, die ihrer Gurgelei von Seite des deutschen Meisters droht, daher ihre Wuth, ihre Verfolgung, ihre Kabalen.

In diesem Momente kam Mozart in die Bierstube gestürmt.

Kinder, rannte Alxinger seinen Genossen zu, haltet an Euch, er weiß nicht, daß die Wälschen nebenan sind, das gibt ein prächtiges Amusement.

Guten Abend, Mozart! schrie Ratschky so laut daß man es in der Stube nebenan hören mußte.

In Alxingers Idee eingehend, that er dies absichtlich, um die Wälschen auf die Anwesenheit des deutschen Meisters aufmerksam zu machen, wodurch sie augenblicklich

kleinlaut wurden, und, mehr nach Außen horchten, weniger sprachen.

Hiermit erreichten die Deutschen einen doppelten Zweck, erstens hörten die Wälschen, was Mozart sprach, und zweitens merkte dieser nicht, daß jene anwesend waren, in welchem Falle er das Locale augenblicklich verlassen hätte.

Mozart ließ sich auf dem angebotenen Platze nieder.

Er war aufgeregt, die Perücke verschoben, das Antlitz glühend, die Brust pochend.

Warum so spät? fragte Alxinger.

Ich hab' nur meine Frau noch Hause begleitet.

Nun, wie waren Sie zufrieden?

Womit?

Mit dem Erfolge Ihrer Oper?

War das auch ein Erfolg?

Ein Erfolg war es immerhin.

Ich glaub's gerne, aber was für einer? Oh, nur noch ein Mal möcht' ich geboren werden, und ich werde ein Lakei, ein Krebsenzähler, ein Sesselträger, aber kein Compositeur. Ah, diese Komödienbagage, dieses wälsche Castratengesindel. hat mich der Teufel wieder geritten, eine Oper zu schreiben, geschieht mir schon recht, warum hab' ich's gethan. War't Ihr im Theater, habt Ihr's gehört? Wenn Ihr nur menschliche Ohren habt, so müßt Ihr die jämmerliche Plärerei gehört haben. Meine arme Musik! Der Basilio hat gebrüllt, wie ein Stier, wenn er gehetzt wird, und der Cherubini hat gegackert, wie eine Gans. In der Arie: „Voi che sapete che cosa è amor!“ hat sie die Augen verdreht, wie eine alte Grabenstreicherin, wenn sie im Finstern einen rei-

chen Chapeau erwischt, und diese Susanna, hat sie nicht gesungen, als wenn sie Schindelnägel in den Gedärmen hätte? Aber ich habe gleich gewußt, wo der Bartl den Most holt, das Alles war abgemacht, rein abgemacht, im Voraus abgemacht, dahinter steckte der Salieri mit seinem ganzen Anhange, die haben sich hinter die Sänger gesteckt, haben kabalisirt und intriguirt. Zwei Acte lang hab' ich die Marter ausgehalten, dann aber im Zwischenacte bin ich fort vom Clavier, denn in mir hat es gekocht, wie in einem Glühofen. Der Kaiser war in seiner Loge, der Graf Rosenberg daneben. Ich stürz' also hinauf, aber nicht zum Grafen, sondern zum Kaiser. Man meldet mich, der Monarch kommt aus der Loge in das angränzende Gemach.

Bravo, Mozart! ruft mir der kaiserliche Herr zu, das ist Ihre beste Oper!

Um Gotteswillen, Euer Majestüt, bat ich, helfen Sie mir.

Was fehlt Ihnen, was haben Sie?

Euer Majestät, die Wälschen richten meine Oper zu Grund, und zwar geflissentlich. Sie distoniren, bleiben stecken und machen Pausen, daß man verzweifeln muß.

Sie glauben also, daß dies Alles absichtlich geschieht.

Euer Majestät, ich bin davon vollkommen überzeugt, denn bei den Proben ging Alles gut, und heute ist es nicht zum Anhören.

Der Graf Rosenberg! befahl der Kaiser.

Gleich darauf trat der Obersthofmeister ein.

Lieber Rosenberg, wandte sich der Monarch zu ihm,

was ist denn das mit den Sängern? Sie singen ja, wie die Schulkinder — Mozart sagt mir da, bei der Probe wär' Alles gut gegangen und jetzt bei der Vorstellung stockt es, wie kommt das? Es scheint, als steckten da ganz andere Dinge dahinter. Lassen Sie den Sängern gleich hinabbefehlen, daß, wenn sie in den folgenden Acten nicht besser singen — ich mit ihnen so verfahren werde, wie der Landgraf von Hessen-Kassel mit seinen französischen Schauspielern. Die Hauptwache ist in der Nähe.

Bei diesem Theil der Mozart'schen Erzählung brach die ganze Gesellschaft in ein lautes Gelächter aus.

Wie der Landgraf, rief Alxinger, das ist köstlich!

Wie hat er es den gemacht? fragte Haschka.

Seine französischen Schauspieler, erzählte Alxinger, trieben es zu bunt, es gab nichts, als Klagen, Streitigkeiten, Kabalen und Zänkereien; der Landgraf, dessen müde drohte ihnen, die Acteurs lachten dazu und trieben ihr Wesen fort. Bei der nächsten Gelegenheit läßt der Landgraf zwei der Intriguanten auf die Hauptwache führen und jedem fünfundzwanzig Stockstreiche aufzählen!

Neue Heiterkeit.

Meiner Treu! rief Blumauer, fünfundzwanzig ist eine hübsche Portion; wenn ein ungarischer Corporal einem wälschen Tenor dergleichen aufzählte, ich glaube schier, er würde ihm das hohe A verschlagen.

Ah, das ist das drei Mal gestrichene! rief Ratschky.

Doch weiter, Mozart, hat die kaiserliche Drohung gefruchtet?

O ja, fuhr der Meister fort, von da an gings besser — wenigstens so gut, als es Jeder vermochte, das will zwar nicht viel sagen, aber für den Haufen ist's gut genug, denn er versteht es nicht besser.

Sie sind also mit dem Erfolge nicht zufrieden?

Der Teufel mag's sein, ich nicht!

Sie dürfen aber nicht vergessen, lieber Mozart, daß Ihre Gattung Musik, dem Publikum auch ganz neu ist, daß es sich erst daran gewöhnen muß.

Das eben ist es ja, die Massen hören und verstehen mich nicht. Bis die mich verstehen werden, leb' ich schon lang nicht mehr. Und was hab ich davon? Mein Honorar ist der Ertrag der dritten Vorstellung, geht hinein, wenn die Oper zum dritten Male gegeben werden wird, die Wälschen werden es schon so einrichten, daß dies mitten im Sommer geschieht, und ihr werdet das Haus leer finden, und da sollte ich zufrieden sein? Cabalen von der einen, Mißverständniß von der andern Seite. Nein — nie mehr — für die Wiener keine Oper mehr?

Das ist nicht Ihr Ernst.

Er ist es, ja er ist's. Für dieses Publikum gehört der Kasperl, die Kreuzerkomödie und der Salieri —

Aus dem Nebenzimmer drang ein Gepolter heraus —

Die Gesellschaft lachte.

Mozart, zu sehr in Ekstase, um darauf zu achten, fuhr fort: Ich hab' mir's heute am Clavier geschworen für

Wien schreibe ich keine Oper mehr. Guardasoni hat mir den Antrag gemacht, seine Gesellschaft besteht zwar auch aus Wälschen, aber sie und ihr Director verstehen was, er spielt abwechselnd in Prag, Leipzig und Warschau, und zahlt mir hundert Ducaten für die Partitur; meine Opern sollen von jetzt an in Prag zum ersten Male gegeben werden, die Böhmen sind es, die mich verstehen; laßt nur den „Figaro“ in Prag gegeben werden und wir wollen hören, was man dort zu dieser Oper sagen wird *). Dort wird man gegen mich keine Cabalen schmieden, dort gibt es keinen Salieri, dessen Favoritinnen, um meine Oper zu stürzen, wie die Katzen singen, wenn sie im März auf den Dächern herumspazieren.

In der Stube nebenan entstand nun ein noch heftigerer Lärm.

Man hörte den wälschen Meister schreien: Lasciate mi — laßt mick — muß ich sprecken mit der Mens, — soll er sreiben gut, werden Primadona singen gut —

Was ist das? rief Mozart aufspringend, denn er erkannte die Stimme seines Nebenbuhlers.

Er wollte fortstürmen — Alxinger faßte ihn jedoch an der Hand und lispelte zu ihm: Bleiben Sie, der verdient nicht, ein deutscher Meister zu sein, der vor einem Wälschen weicht.

(* Von dem Entschlusse Mozarts, für Wien keine Oper mehr zu schreiben, machte ihn, vier Jahre später, Schikaneder abwendig. „Don Juan,“ „Cosi fan tute,“ „Clemenza di Tito“ wurden für Prag geschrieben.

Mozart bezwang sich und blieb.

Ratschky erhob sich vom Sitze und rief: Unser Meister hat Recht — hoch lebe Mozart!

Es lebe Mozart! accompagnirten die Anderen.

Die Wälschen im Nebenzimmer, um den Deutschen Schach zu bieten, riefen: „Eviva Maestro Salieri!“

Hoch Mozart!

Eviva Salieri!

Beide Parteien brachen nach diesem Toast-Wettstreite in ein lautes Lachen aus.

Außen lachte Mozart mit, drinnen zürnte Salieri.

Der italienische Meister konnte die Anklage des Deutschen nicht vergessen, sie ärgerte ihn vielleicht um so mehr, je gerechter sie war.

Er griff nach seinem Hute — seine Freunde folgten dem Beispiele.

Die Unterhaltung draußen wurde immer lauter, drinnen wurde es immer stiller.

Was ist das? rief Blumauer, mir scheint gar, die Wälschen sind eingeschlafen.

Nicht eingeschlafen, versetzte der Wirth, sie haben sich durch die Hinterthüre in der Stille entfernt.

Bravo, jubelte Mozart, durch die Hinterthüre, diesen Weg sind sie gewohnt.

Und wir haben das Schlachtfeld behauptet, rief Haschka.

Es lebe der deutsche Meister!
Bravo!
Hoch, die deutsche Musik!
Bravissimo.
Und die ganze deutsche Kunst! jubelte Mozart
Sie leben, hoch!
Hoch! —

Zweites Capitel.

Wie Wendelin sich wieder aus der Klemme zieht.

Die Kammerjungfer außer Dienst, fühlte sich unglücklich. Das Zerwürfniß zwischen der Gräfin Santa Croce und Cagliostro hatte sie bewogen, diesen Dienst zu verlassen — sie hoffte nun, ungestört ihrer Liebe leben zu können und mit Wendelin die herannahende schöne Jahreszeit in Gemeinschaft zu verleben, so recht idyllisch, wie die Chloes und Daphnes zu leben pflegen — Da schleudert ein tückischer Zufall sie aus ihrem irdischen Himmel heraus, sie findet Wendelin Arm in Arm mit einer jungen Frau, aus der Kreuzerkomödie komend.

Hätte sie ihn in der Oper, im Schauspiel oder sonst an einem anständigen Orte getroffen, ihr Schmerz wäre lange nicht in diesem Maße erwacht — aber in der Kreuzerkomödie!

Was muß das für eine Person sein, dachte sie, die sich von einem Manne in die Kreuzerkomödie führen läßt? Welche Gemeinheit von ihm, welch eine Erniedrigung für mich, welch eine Sottise für meinen guten Geschmack, mich zu einem Manne hingezogen zu fühlen, der in die Kreuzerkomödie geht!

Es war nicht so sehr die Eifersucht, von der sie gequält wurde; den größten Theil ihrer Pein verursachte die üble Meinung, die sie jetzt von dem jungen Manne hegen mußte. Leichtfertigkeit hätte sie ihm eher verziehen, sie wußte ja, daß er ein Stutzer, ein munterer Junge war, aber Gemeinheit — dagegen sträubte sich ihr guter Geschmack. Wessen man sich zu schämen hat, den kann man nicht mehr lieben.

Justine fühlte sich also sehr unglücklich.

Auch die Neugierde war erwacht.

Wer war die junge Frau? Wo hatte Wendelin sie kennen gelernt? Wie weit war sein Verhältniß mit ihr gediehen? Liebte er sie? Liebte sie ihn? — Diese und noch hundert andere Fragen stellte sie an sich ohne eine Antwort zu finden.

Groll, Eifersucht, Neugierde und gekränkte Eitelkeit waren also thätig, ihr die Stunden zu verbittern und sie mürrisch, mißlaunig und zänkisch zu machen, mit einem Worte, Mamsell Racine fühlte sich sehr unglücklich.

So finden wir sie in ihrem Privatlogis oder eigentlich jetzt in ihrer beständigen Wohnung, da sie dienstlos und ihre eigene Herrin war.

Einmal schon war zwischen ihr und Wendelin eine Mißhelligkeit eingetreten, allein damals war's nur ein Hund,

der eine Abendunterhaltung störte, es war dies ein kleiner Scandal, eine Unannehmlichkeit, sonst nichts; heute aber — heute steht eine junge Frau zwischen ihr und ihm — eine junge Frau, an welche sich der Gedanke an eine Untreue knüpft, die Kreuzerkomödie, mit der unzertrennlichen Erinnerung an eine Erniedrigung. Welch ein großer Abstand zwischen heute und damals, zwischen einer bloßen Unruhe und einer peinlichen Empfindung, zwischen einem leichten Schleie und einer pechschwarzen Wolke.

Die Ex-Kammerjungfer spaziert in ihrem Garten au und nieder, sie überläßt sich ihren traurigen Gefühlen, und genießt dabei den anbrechenden Frühling.

Sie denkt an weiß Gott was Alles, am meisten aber an ihn und sie — das heißt an Wende in und ihre Nebenbuhlerin.

Auf einmal wird Justine durch ein Geräusch aus ihren Gedanken gerissen.

Sie blickt auf und sieht — was?

Die unglückliche Dame befand sich gerade in einer breiten Allee, welche, von der Wohnung aus, den Garten der Länge nach in zwei gleiche Theile durchschnitt — diese Allee herauf kam eine Gruppe —

Justine traute ihren Augen nicht.

Wachte sie oder träumte sie?

Waren es wirkliche Menschen oder Gespenster —

Herr Wendelin Taub, ganz elegant herausgeputzt, stolzirte einher, an seiner Rechten hing die unbekannte Frau, ihre Nebenbuhlerin, an seiner Linken führte er an einem Strick Sultan.

Der Bullenbeißer, welcher in Mamsell Justine bereits eine Bekannte verehrte, wedelte schon in der Ferne mit dem Schwanze, machte vergebliche Anstrengungen, sich loszureißen, weshalb der Blondin ein über das andere Mal rief: „Kusch Sultan!“

Wendelin kam so gravitätisch und wohlgemuth daher, wie ein ehrsamer Pfahlbürger, der am Sonntage mit seiner Frau belastet, zum Heurigen geht.

Justine wußte im ersten Momente nicht, was sie denken sollte? Sie hatte Mühe, ruhig zu bleiben, um die Ankunft ihrer Gäste abzuwarten und deren Anrede zu hören.

In einer Entfernung von ungefähr acht Schritten blieb Wendelin stehen, machte sich auf eine rehr delicate Weise von seiner Begleiterin los, zog seinen Hut und verneigte sich.

Göttliche Racine, ich grüße Sie herzlich und bin zugleich so frei, Ihnen hiemit Madame Götz vorzustellen; sie ist eine geborne Preußin — kusch Sultan — aus Potsdam bei Berlin gebürtig.

Hierauf, ohne von Justine eine Antwort abzuwarten, kehrte er sich zu Sabine, und sagte: Madame Götz, Sie zehen in dieser Dame Mamsell Justine Racine, die reisende Herrin dieses Hauses, meine künftige Gattin und meine Braut, wenn auch nicht ganz, so doch — kusch Sultan, dummes Vieh, benimm dich anständig, damit du nicht wieder die Zuneigung verlierst, die du jüngst auf Kosten deines Herrn erworben. Kusch!

Justine zwang sich zu einer finsteren Miene, und sagte: Wie es scheint, beliebt es dem Herrn, wieder eine Komödie zu spielen?

Einmal hab' ich es gethan und nicht wieder. Ich habe den Besuch aller Komödien abgeschworen —

Auch den der Kreuzerkomödie?

Auch den, göttliche Racine. —

Ihr Gelübde kommt etwas spät —

Besser spät als nie.

Was wünschen Sie eigentlich hier?

Nichts, reizende Racine, gar nichts; ich bin bloß der Madame Götz zu Liebe hieher gekommen.

Bloß ihr zu Liebe?

Das heißt, bloß aus Nächstenliebe zu ihr, um den schrecklichen Verdacht abzuwälzen, mit dem Sie, holder Engel, mich und diese Dame belastet haben. Als Zeugen habe ich Sultan mitgebracht, das heißt, nicht als Zeugen, sondern aus dem Grunde, da ich bei unserem letzten Zusammentreffen gehört habe, daß Sie diesen Hund ein braves Thier nannten, welches treuer ist als mancher Mensch, so dachte ich mir, ich könne Sie am besten von meiner Unschuld überzeugen, wenn Sie mit eigenen Augen sehen, daß ich dieses brave Thier nicht als einen Verräther, sondern wie immer als einen treuen Freund behandle; Sultan hat mich ja nicht verrathen, denn so wie ich jetzt vor Ihnen stehe mit Madame Götz, so wäre ich auch erschienen, wenn Sie mich auch mit Madame Götz bei der Kreuzerkomödie — kusch Sultan — nicht bemerkt hätten. Mamsell Racine, es gehört wenig dazu, Jeman-

den durch einen schmählichen Verdacht zu Boden zu schmettern, aber ihn aufzurichten, das geht langsam, und manchmal ist es sogar nicht mehr möglich.

Sehr rührend, versetzte die Kammerjungfer mit einem Tone boshafter Ironie, dies Alles ist wirklich sehr rührend, ich bin von der Wahrheit dessen, was Sie sagten, so überzeugt, daß ich gar nicht weiß, was ich darauf erwidern soll.

Sie schleuderte ihm einen vernichtenden Blick zu, und murmelte: „Ungetreuer — Frevler!“

Wendelin machte zwei Schritte zurück, kehrte sich zu Sabine, und sagte: Madame, jetzt ist die Reihe an Ihnen, ich beschwöre Sie bei Ihrer preußischen Ehre, sprechen Sie, denn ich — ich kann die Qual des Verkanntwerdens nicht mehr ertragen.

Er kehrte die Augen gegen den Himmel, und murmelte: Ihr, dort oben, Ihr werdet es wissen, wie rein mein Herz ist, und wie sehr ich jetzt leide.

Sabine war bisher mit einer sehr erbarmungswürdigen Mine da gestanden; sie glich einem armen Teufel, der eine volle Börse findet, und durch Verhältnisse bedroht, gezwungen wird, das Eigenthum an den früheren Besitzer zurück zu erstatten.

Wendelin hatte alle seine Ueberredungskunst und Energie angewendet, um die Laborantin zu der gegenwärtigen Scene zu vermögen. Er hatte ihr erklärt, daß Justine seine Braut, von der er nicht lassen wolle, und mit der ihn auszusöhnen auch sie das Ihrige beitragen müsse, weil sie die Ursache dieses Zerwürfnisses sei. Als die Götzin

einen Widerstand versuchte, erklärte Wendelin in seiner Verzweiflung, sich an ihren Mann zu wenden, und das wirkte.

Sabine befand sich als gezwungene Friedensstifterin zwischen einer ihr unbekannten Dame, und einem jungen Mann, dem sie selbst sehr zugethan war; man kann sich also ihre Stimmung und das Forcirte ihrer Situation denken.

Als Wendelin sie zum Sprechen aufforte, näherte sie sich der Dame des Hauses, und sagte: Fräulein, Sie stehen wirklich auf dem Punkte, Herrn Taub Unrecht zu thun; es ist nothwendig, daß Sie erfahren, wer ich bin, und wie Herr Taub veranlaßt wurde, meine und meines Mannes Bekanntschaft zu machen.

Ja, göttliche Racin, fiel der Blondin ein, ich wurde veranlaßt, weil ich nämlich ein Rosenkreuzer bin; der Henker hole die Rosenkreuzerei und die Arcana, und die Geister, und das Goldsalz, kusch, Sultan! verteufeltes Vieh, willst Du mich auch noch ärgern?

Madame, wendete sich Justine zu der jungen Frau, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen; wenn Sie mir jedoch etwas mitzutheilen haben, dann bitte ich Sie, es unter vier Augen zu thun, damit Sie durch die Gegenwart dieses Herrn nicht genirt sind. Wenn es Ihnen gefällig ist, begleiten Sie mich in die Seitenallee; Herr Wendelin und sein Hund werden indessen hier verweilen.

Sabine willigte in das Verlangen der Kammerjungfer.

Als die Damen sich entfernten, machte der Bullenbeißer einige Versuche, ihnen zu folgen; der Blondin riß ihn

jedoch am Strick zu sich, und rief: Kusch, Sultan — du mußt nicht überall dabei sein.

Dann murmelte er: Die Wurzel ist mehr aufgebracht, als ich gedacht habe. Sie wird jetzt die Preußin ins Examen nehmen; zum Glücke weiß diese, was sie zu sagen, und was sie zu verschweigen hat; übrigens ist sie auch nicht so einfältig, wie sie aussieht; es hat mich Mühe genug gekostet, ihr begreiflich zu machen, daß sie von wegen ihrer eigenen Ehre — kusch, Sultan — verpflichtet ist, die Rolle der Vermittlerin zu übernehmen — wenn es ihr nur g'lingt — die Zigeunerfarbige ist auch verdammt klug — wenn sich Sabine nur nicht verplaudert — ich schwebe in Todesangst — meiner Treu — jetzt merke ich erst, wie sehr mir die Racine ans Herz gewachsen ist; ich war sehr leichtfertig, daß ich mich der Gefahr aussetzte, sie zu verlieren, und wofür? Wegen einer Preußin! Oh, ich war ein großer Esel, die Rosenkreuzerei und die preußische Lieb' — kusch Sultan! — werd' ich mir merken.

Er machte mit dem Bullenbeißer am Stricke einen Gang durch die Allee.

Jetzt gewahrte er die beiden Frauen in der Ferne.

Sie standen und sprachen sehr heftig mit einander.

Man erkannte die Heftigkeit an den Bewegungen ihrer Hände.

Justine faßte die Hand der Laborantin, drückte sie krampfhaft, und sprach dabei.

Sabine legte ihre Rechte auf das Herz, als betheuere sie etwas.

Racine machte eine Pantomime, die so deutlich war, daß Wendelin ordentlich die Worte zu hören glaubte: „Das ist nicht wahr, das ist nicht möglich!“

Jetzt sprach die Preußin wieder.

Jetzt verloren sich Beide hinter den Bäumen.

Der Kampf ist heftig, murmelte er, es gilt mein Glück, die Götzin scheint ihre Schuldigkeit zu thun —

Nach einer Pause, auffahrend: Herrgott! — wenn die Preußin ein falsches Spiel spielte? Wenn sie, statt für mich zu sprechen, gegen mich spräche? Wenn sie mich verriethe, verriethe, um Justine ganz von mir zu trennen? Das wäre abscheulich, niederträchtig, aber unmöglich ist es nicht. Die Götzin liebt mich auch, folglich ist sie auch eifersüchtig, und ein eifersüchtiges Frauenzimmer ist Alles zu thun im Stande.

Dieser Gedanke rollte wie eine Kugel in dem Blondin herum, und machte ihm den Kopf wirbelig.

Genug! rief er, sie haben genug mit einander conferirt, allzuviel ist ungesund, jetzt will ich dazwischen treten, und auf den Gesichtern lesen, ob sie schönes Wetter oder Sturm anzeigen.

Er eilte hastig in die Allee, in welcher sich die Damen befanden.

Diese, Arm in Arm gehend, waren eben im Begriffe sich zu ihm zurückzubegeben.

Die beiden Barometer, die zu studieren der Blondin beschlossen hatte, gaben ihm gar keine Auskunft.

Die Wangen der Damen waren geröthet, ein Beweis, daß sie sich ereifert hatten, sonst merkte er nichts, weder die Eine noch die Andere verrieth ein Ergebniß des Zweigesprächs.

Da die Frauen stumm blieben, und Wendelin auch nicht wußte, womit er die peinliche Stille unterbrechen sollte, so rief er: Kusch, Sultan!

Herr Wendelin, begann jetzt Justine, ist Ihnen ohne uns die Zeit lang geworden?

Entsetzlich! lautete die Antwort

Wir haben uns gut unterhalten, nicht wahr, theuere Freundin, recht gut.

Gewiß, meine liebe Justine, ich fühle mich ganz glücklich, Dich kennen gelernt zu haben.

Du schmeichelst!

Wendelin machte ein Gesicht, so lang, wie der Stephansthurm.

Was ist das? dachte er, als Todfeindinnen gingen sie von dannen, und als Busenfreundinnen kehren sie zurück? Am Ende wollen Sie sich gar in mir theilen, und ich werde, wie der Graf von Gleichen, zwei Frauen auf einmal haben.

Nach einer Pause: Meine Damen, ich bemerke zu meiner größten Seligkeit, daß der Zwiespalt ausgeglichen, und der abscheuliche Verdacht, der mich belastetete, beseitiget ist.

Woraus entnehmen Sie dieses? fragte die Kammerjungfer spitz.

Aus dem neuen Freundschaftsbunde, welchen Sie und Madame Götz gestiftet haben.

Wissen Sie, warum dieser Freundschaftsbund entstand? fragte Sabine mit einem heiratsmäßigen Kniff.

Der Blondin riß die Augen auf.

Weil der Liebe nicht mehr zu trauen ist! riefen beide Frauen zugleich.

Jetzt riß Wendelin auch die Ohren auf.

Die Frauen lachten boshaft, der Stutzer wurde noch mehr verlegen, und schrie: Kusch, Sultan!

Herr Wendelin, begann jetzt die Laborantin, ich bin meiner Aufgabe treu und redlich nachgekommen.

Das Zeugniß geb' ich Dir, liebe Sabine.

Sie erlauben daher, daß ich mich entferne.

Madame Götz machte einen Knix — Racine hängte sich jedoch an ihren Arm, und sagte zu dem Stutzer: Da ich meine neue Freundin heute zum Abendmahle bei mir behalte, so sehe auch ich mich gezwungen, Sie zu verlassen.

Beide brachen in ein boshaftes Gelächter aus und eilten aus dem Garten.

Jetzt riß Wendelin Augen und Ohren zugleich auf.

Einige Minuten lang blieb er verdutzt stehen, dann schüttelte er sich wie eine Ente, wenn sie aus der Traufe kommt, und murmelte traurig: „Komm, Sultan, früher Zwei — jetzt gar keine — geschieht mir recht, warum hab' ich mich mit der Preußin eingelassen — dergleichen bringt nie gute Früchte — die Preußin hat Verrätherei gesponnen, und ich komm' um meine Kammerjungfer — kusch, Sultan! — ich bitte dich, nur heute kusch — sonst meiner Treu — da hast Eins — noch Eins, und wieder Eins — er befand sich gerade unter Justinens Fenster — und noch Eins, heul' zu, noch besser, damit sie es hört, wie du der Dollmetsch meiner Stimmung bist.

Der Bullenbeißer stieß wirklich ein anhaltendes Geheul aus —

Wendelin rief dazwischen: Ich Unglücklicher — kusch — heul zu, Bestie!

Der Lärm mußte oben gehört werden — aber kein Schatten, vielweniger ein wirklicher Mensch ließ sich sehen.

Dar Blondin verließ traurig, und mit herabhängendem Haupte das Landhaus.

Der Bullenbeißer war froh, aus dem Hause fortzukommen, wo auch ihm, so oft er hieher kam, keine Rosen blühten.

Drittes Capitel.

Der Rächer seiner Mutter.

Durch die Mittheilung, welche Lohberg seinem Freunde machte, waren die Erinnerungen an seine unglückliche Mutter lebhafter geworden, der Drang, sein Wort zu lösen, erwachte mit neuer Kraft.

Er hatte, wie er sagte, zwei Wege, deren einer in die Stube zum Curator, der andere zum Kaiser führte. Welchen sollte er betreten?

Wendelin hatte ihm zwar gerathen, den Gegner von beiden Seiten zugleich zu fassen, allein er konnte sich dazu nicht entschließen; er beschloß, erst wenn der Angriff auf der einen Seite mißlingt, den Andern zu versuchen. Er wollte früher seinen Mann näher kennen lernen.

Diesem Entschluße gemäß begab er sich zu dem ehemalichen Curator.

Herr Urban Keil empfing den jungen Fremden in

seiner Stube, deren ärmliches, schmutziges Aussehen, Jeden, nur vielleicht seinen Bewohner nicht, anwidern mußte.

Unordnung und Unreinlichkeit gingen hier mit dem Geize Hand in Hand — nur das Unentbehrlichste war vorhanden, und selbst dieses in einer Form und Umgebung, daß es mit Mühe nur, den Dienst leistete, für den es eigentlich bestimmt war.

Cornelius schreckte vor dem Manne und seiner Wohnung fast zurück.

Der Curator bemerkte den üblen Eindruck und sagte, indem er unter den buschigen Braunen hervor den jungen Mann mit seinem finsteren Blicke durchbohrte: Was wünschen Sie, mein Herr, wen habe ich die Ehre zu empfangen?

Sie sind Herr Urban Keil?

Ja, mein Herr.

Sie waren ehedem Curator?

So ist es.

Betrachten Sie mich genau, haben Sie mich noch nie gesehen?

Ich erinnere mich nicht.

Finden Sie in meiner Physiognomie keine Aehnlichkeit mit Personen, mit denen Sie ehedem verkehrt haben?

Nein, mein Herr, ich habe ein schlechtes Personen-Gedächtniß.

Dann muß ich Ihnen ein wenig zu Hilfe kommen. Vielleicht ist Ihr Namensgedächtniß besser. Erinnern Sie sich des Namens Lohberg?

Keil besann sich und antwortete gleichmüthig: Ja — ich entsinne mich — der Name ist mir nicht ganz unbekannt.

Wirklich? Nicht ganz unbekannt? Wo hörten Sie diesen Namen?

Wenn ich nicht irre, hatte ich vor Jahren eine Pupille, die Tochter eines Officiers, die sich später verheiratete.

Der junge Mann hatte Mühe an sich zu halten. Er knirrschte mit den Zähnen und sagte: Das Mädchen hieß — Marie.

Richtig, Marie, so hat sie geheißen.

Ihr Vater hinterließ seiner Gattin ein Vermögen von 20,000 Gulden.

Sie sind gut unterrichtet.

Gedulden Sie sich, mein Herr, Sie werden erst erfahren, wie gut ich unterrichtet bin.

Der drohende Ton des jungen Mannes machte den ehemaligen Curator stutzig.

Wollen Sie mir jetzt auch Ihren Familiennamen nennen? sagte er mürrisch.

Ich kann nicht, mein Herr.

Warum nicht?

Aus dem einfachen Grunde, weil ich nicht den Namen meines Vaters führe,

Sie belieben zu scherzen.

Und doch ist es so.

Nicht möglich.

Und wissen Sie, warum ich ihn nicht führe? Weil ich ihn nicht beerben durfte, weil mein Vater nicht der Gatte meiner Mutter war.

Und warum dies Alles?

Cornelius hatte nicht mehr die Kraft, sich zu zähmen.

Er stürzte auf Keil los, faßte ihn an der Brust und rief: Und Du frägst noch, Schurke? Du wagst es noch, nach der Ursache meines Unglückes zu forschen, welches Du selbst heraufbeschworen hast? Elender Betrüger, wisse, ich bin Mariens Sohn der Sohn Todors, den Du ihr zum Bräutigam aufzwangst, und der nie ihr Gatte ward ich bin Cornelius, das unglückliche Kind jenes Verhältnisses, das Du gestiftet hast, um die Hälfte meines großväterlichen Erbes zu stehlen — ich bin gekommen, um Dir die Qualen meiner unglücklichen Mutter zu vergelten um mein Vermögen von Dir zurückzufordern, um Dich zur Rechenschaft zuziehen für die Schmach, mit der Du mein ganzes Leben vergiftetest, indem Du mir die Wohlthat eines väterlichen Namens entzogst — deshalb, Schurke, bin ich hier, und deshalb wollen wir Abrechnung halten.

Nach diesen Worten stieß er den Curator von sich, daß er taumelte, und auf einen Stuhl sank, der unter seiner Last erdröhnte.

Cornelius zitterte unter der Bewegung seines Gemüthes.

Keil schlug den düsteren Blick zu Boden, in seiner Brust kochte es, sie hob und senkte sich in raschen Wallungen.

Eine stumme Pause folgte dem heftigen Ergusse des jungen Mannes.

Der Curator unterbrach ihn.

Mein Herr, sagte er, Sie erlauben sich in meiner Wohnung Freiheiten, die ich selbst in dem Falle, wenn Sie ein Sohn Mariens wären, nicht dulden würde.

Du thust also noch, als ob Du zweifeltest? Sagt Dir

es Dein verbrecherisches Herz nicht, daß ich wirklich Mariens Sohn bin? Elender, glaubst Du mir zu entkommen, oder mich fort zustoßen, so wie einst meine Mutter, als sie mich unter dem Herzen trug und elend hieher kam, um von Dir die andere Hälfte des Erbes zu fordern, welches ihr nach dem Tode der Großmutter zukam? Deine Zeit ist um, denn Dein Einfluß ist aus. Seit Dein Verbündeter Cetto, im Gefängniß sitzt und dem Zuchthause entgegenschmachtet, seitdem ist die Möglichkeit da, Dir ein gleiches Los zu verschaffen.

Keil entfärbte sich.

Mit unsicherem Blicke sah er den jungen Mann an, der drohend vor ihn stand.

Ich zweifle nicht, begann er einlenkend, daß Sie der Sohn der Marie Lohberg sind, allein ich begreife nicht wie Sie dazu kommen, an mich Forderungen zu stellen, zu denen Sie nicht berechtigt sind.

Du wagst es noch von Recht zu sprechen? In Deinem Munde nimmt sich das Wort aus wie ein Rosenblatt in dem Rachen einer Natter. Womit willst Du beweisen, daß Du die zweiten zehntausend Gulden dem Grafen Todor übersendet hast?

Sie fordern nach zwanzig Jahren Beweise von Dingen, auf die man längst vergessen hat —

An die ich Dich aber erinnern will, daß Du nie mehr darauf vergessen sollst.

Was suchen Sie hier, und was begehren Sie von mir?

Ich suche Sie und begehre das Vermögen meines Großvaters und will Ihnen vergelten die Leiden meiner Mutter; bieten Sie mir nicht das Verlangte, so werden Sie

Herrn Cetto Gesellschaft leisten, so wahr ein gerechter Kaiser unser Herr ist.

Der ehemalige Curator zog den Kopf zwischen die Schultern als strebe er, sich vor dem ungestümen Forderer unsichtbar zu machen.

Sie fordern Unmögliches! murmelte er.

Was Sie an meiner Mutter gethan, dünkt jedem Rechtschaffenen auch unmöglich und dennoch haben Sie es vermocht; waren Sie damals im Stande so Unerhörtes zu vollbringen, so müssen Sie es auch heute sein.

Ich bin, wie Sie sehen, arm und dürftig.

Sie sind ein Betrüger. Ihre Armuth ist Schein, damit die Welt nicht erkenne, daß Sie sich durch Witwen- und Waisen-Gut bereichert haben. Man wird Ihren Reichthum zu finden wissen.

Sie wollen Geld — woher soll ich die ungeheuere Summe nehmen.

Das ist Ihre Sorge.

Ich habe Ihrer Mutter nichts Böses zugefügt.

Reizen Sie mich nicht, oder bei Gott, ich vergesse, daß Selbsthülfe verboten und verpönt ist.

Ihre Mutter wurde von den Gerichten —

Sprechen Sie nicht weiter — sondern antworten Sie mir, worüber ich Sie befragen werde: Was wollen Sie und was können Sie thun, um die Qualen zu sühnen, die Sie meiner armen Mutter angethan?

Keil gab keine Antwort.

Antworten Sie!

Fragen Sie weiter, dann werde ich Ihnen auf alle Ihre Fragen zugleich antworten.

Gut. Ich stelle also die zwei anderen Fragen an Sie: Welchen Ersatz wollen Sie mir für die großväterliche Hinterlassenschaft leisten, die durch Ihre Schuld verloren ging und endlich, was wissen Sie von meinem Vater, lebt er noch und wo lebt er?

Sind Sie mit Ihren Fragen zu Ende?

Ja, mein Herr.

Nun denn, kommen Sie Morgen um diese Zeit hieher und Sie sollen Antwort erhalten.

Morgen, weshalb erst Morgen?

Weil es mir unmöglich ist, Ihnen in diesem Momente zu erwidern.

Cornelius besann sich.

Ich bin es zufrieden, antwortete er kurz, ich werde kommen!

Er kehrte dem Curator den Rücken und ging aus der Stube.

Keil sank auf einen Sitz.

Seine Bestürzung offenbarte sich erst jetzt, wo er des überlästigen Zeugen ledig war. Jetzt brauchte er sich keine Gewalt anzuthun, sein wirrer Blick durfte sich nicht mehr an den Boden heften, sondern konnte unstät und gespenstisch die schmutzige Stube durchstreifen.

Ich bin verloren, murmelte er, die Todten stehen nicht auf, aber sie senden ihre Rächer. Der junge Mann kennt meine Lage gut, er weiß, daß die erste Anklage schon hinreichen würde, mich in einen Knäuel von Untersuchungen zu

verwickeln, aus dem ich mich nie mehr herauslösen könnte. Dieser Gefahr muß ich entgehen — aber wie? Er will Geld von mir, nimmermehr, mein schwer erworbenes Geld geb' ich nicht so leicht her. — Ich soll die Qualen seiner Mutter sühnen, womit? wodurch? will er sie auch mit Geld bezahlt haben? Er will Kunde von seinem Vater haben, ha, das ist der Punkt, der mir eine Aussicht bietet. Sein Vater, ja, da liegt es. Aber darf ich? Was soll ich thun? Soll ich ihm offenbaren, was ich zu verschweigen gelobt? Nimmermehr! Ich werde mich nicht von einer Gefahr befreien, um mich einer anderen, nicht minder großen auszusetzen. Ich verrathe ihn nicht. Das wäre das letzte Mittel — das letzte — da gibt es aber früher noch einen anderen Weg, und der heißt — Flucht.

Der ehemalige Curator schwieg — er war mit dem Resultate seiner Betrachtungen nicht unzufrieden, und begann nun den oberflächlich gefaßten Plan in seinen Details auszuarbeiten.

Viertes Capitel.

Der Blondin macht einige Entdeckungen.

Wendelin war mit seinem Sultan nach Hause gekommen.

Er war sehr traurig, und auch der Hund äußerte Zeichen seines Mißmuthes.

Von zwei Herzensangelegenheiten so degradirt zu werden, daß er plötzlich an einer Tabula rasa stand, das war für den armen Stutzer zu viel, oder eigentlich zu wenig.

Früher Zwei, und jetzt keine! diesen Gedanken konnte er nicht los werden.

Mit einem Schlage, jammerte er, von zwei Geliebten verlassen zu werden, das hat gewiß noch kein Mann erlebt; ich bin entweder ein Unglücksvogel, oder ein dummer Mensch, sonst ist so ein Phänomen gar nicht zu erklären, denn gewöhnlich hat man ja eben deshalb mehrere Geliebte, da-

mit man nicht verwaist da steht, wenn man die Eine verläßt oder verliert.

Aber weder das Jammern noch die Klagen brachten ihm einen Ersatz, er war allein mit seinem Sultan.

Es war gegen Abend.

Der Hund befand sich in der Küche, der Herr im Zimmer.

An der Thüre wurde geklopft. Der Blondin geht zu öffnen.

Ein Mädchen, mehrere Kleidungsstücke am Arme, trat ein.

Sultan knurrte nicht, ein Beweis, daß er die Angekommene sehr gut kannte.

Das Mädchen legte die Gewänder in einen Schrank, und fragte dann: Wünschen Sie, daß ich aufräume?

Thun Sie es, Jungfer Hanni, antwortete der Blondin schwermüthig, nehmen Sie auf mich gar keine Rücksicht, scheuern Sie, kehren Sie, stauben Sie, es ist gleichviel, ob ich heute oder morgen sterbe.

Sind Sie krank, Herr Wendelin?

Sehr, liebe Hanni. Da, nehmen Sie den harten Thaler, er ist für die fleißige Bedienung, die Sie meiner Wohnung im jetzigen Monate angedeihen lassen —

Sie kündigen mir doch nicht den Dienst?

Nein, gute Jungfer, ich bin nur vorsichtig, damit Sie keinen Verlust erleiden, wenn ich eines gähen Todes stürbe, und meiner Treu, das ist jetzt sehr leicht möglich.

Sie sind schwermüthig.

Ich bin, oh Jungfer — kusch draußen — ich bin sehr unglücklich. Ich bin um Alles gekommen.

Hat man Sie bestohlen?

O nein, ich habe mich selbst bestohlen, um meine Braut — um meine Freundin — Zwei auf einmal, es ist schrecklich. Auch Sultan ist nicht unschuldig daran.

Wie so der Hund?

Das Vieh ist mir nachgelaufen, hat meinen Aufenthalt verrathen — und ich war so vorsichtig, ich sperrte ihn immer ein.

Die Jungfer schmunzelte.

Wendelin merkte es nicht, und fuhr fort: Ach, wenn ich nur wüßte, wer den Sultan aus der Küche herausließ, es geschah offenbar aus Bosheit.

Da haben Sie recht, Herr Wendelin.

Der Blondin sah das Mädchen an, und sagte schnell: Jungfer Hanni, ich merke, daß Sie mehr wissen, daß Sie Alles wissen. Sprechen Sie, Sie sind die Tochter Ihrer Mutter, Sie werden nicht schweigen, Sie sind sogar verpflichtet zu reden, denn die Hausmeisterleute sind da, um über Alles Auskunft zu geben, was in dem Hause geschieht. Hier, nehmen Sie noch einen Thaler, ich bin kein Knauser — kusch draußen — leben und leben lassen, ist mein Wahlspruch — jetzt aber erzählen Sie mir, was wissen Sie von der Geschichte? Wer hat den Hund herausgelassen?

Ich will mittheilen, was ich weiß, unter der Bedingung, daß Sie mich nicht verrathen.

Keinen Odemzug! Kommen Sie her, liebe Hanni, setzen Sie sich, so meine hübsche Jungfer, etwas näher — jetzt —

Sie müssen aber Ihrr Hand da weggeben, wenn ich sprechen soll.

Ja so, meine Hand, kusch, Sultan.

Die Andere auch.

Richtig! ich hab' ganz vergessen, daß ich zwei Hände habe. Oh Gott — er sprang auf und schlug sich an die Stirne — früher hatte ich nicht nur zwei Hände, sondern auch zwei — oh — ich bin sehr elend!

Nach dieser Exclamation setzte er sich nieder und sagte ganz gelassen: Erzählen Sie mir, liebe Hanni, was wissen Sie?

Ich weiß Alles, man hat Ihren Hund herausgelassen, weil er, sobald Sie fort waren, jedes Mal heulte, winselte und anschlug, wenn Jemand an Ihrem Fenster vorüberging.

Und wer that es?

Der Nachbar, im Einverständnisse mit Fräulein Lukretia.

Hab' mir's gleich gedacht, der Schuft, der Lump, der ist Alles im Stande, auch noch mehr. Wie aber war es ihm möglich, von außen das Fenster zu öffnen, da ich es von innen verriegelt hatte.

Das machte er ganz einfach. Er zerschnitt die Fensterscheibe, öffnete das Fenster, und ließ den Hund heraus.

Ich fand aber das Fenster immer ganz.

Weil er es gleich aushob, zum Glaser trug und eine neue Scheibe einschneiden ließ.

Abscheulich, niederträchtig, das ist ja ein Einbruch! Und das dumme Vieh, der Sultan, sagte mir gar nichts — ah so — er hätte aber dem Lumpen in die Waden fahren sollen — na, warte nur, Herr Keil, Dir will ich's einmal verkeilen, daß Du an mich und an meine Fenster denken sollst. Ich danke Ihnen, Jungfer Hanni, für die Mittheilung — da, nehmen Sie diesen Kuß —

Lassen Sie mich, Sie müssen nicht unmanierlich werden.

Ach, Jungfer Hanni, wenn Sie wüßten, wir verlassen ich jetzt bin —

Was geht das mich an? Glauben Sie vielleicht, ich soll Ihnen Ersatz leisten für die zwei Gestohlenen?

Nein, liebe Hanni, das glaube ich nicht, denn es ist unmöglich. Eine Braut und eine Freundin zu ersetzen, ist eine einzige Person nicht im Stande, ich müßte nur den Ausweg wählen, und mich um zwei zugleich zu bewerben.

Die Hausmeisterstochter lachte und meinte, in diesem Falle würde sich wahrscheinlich jede von Beiden für die Ehre bedanken.

Ins Himmels Namen, erwiderte der Blondin, dann bleibt mir nichts Anderes übrig, als verlassen zu bleiben. Gehen Sie ins Himmels Namen fort, und denken Sie an einen Unglücklichen, der zwei Herzen verloren hat, und nun — kusch Sultan — was hat denn die Bestie?

Warten Sie, Herr Wendelin, lispelte das Mädchen, der Hund bellt nicht ohne Ursache, ich will sehen, was es außen gibt?

Hanni eilte in die Küche, kehrte nach einer Weile zurück und sagte zu dem Stutzer: Ein fremder Herr ist zu Ihrem Nachbar gegangen.

Ein Fremder?

Es fällt mir auch auf, denn so lange Herr Keil in diesem Hause wohnt, hat er noch nie einen Besuch empfangen.

Wer mag der Fremde sein?

Was mögen sie miteinander zu verhandeln haben?

Meiner Treu, das möcht ich auch wissen. Jungfer Hanni, wär's nicht möglich, die Beiden zu belauschen?

Legen Sie das Ohr an die Wand, sie ist nur einen Ziegel dick.

Da hört man nichts.

Ich hab einen Einfall — warten Sie — ich bin gleich wieder bei Ihnen —

Das Mädchen eilte fort und kehrte schnell zurück.

Was haben Sie da?

Einen feinen Bohrer. Schnell machen Sie sich an die Arbeit.

Wendelin begann zu durchbohren.

Wie tief sind Sie schon? fragte die Jungfer nach einer Weile.

Er zog das Instrument sachte heraus.

Noch eine Fingerdicke, sagte Hanni, nach sorgfältiger Prüfung, fahren Sie fort, aber leise und behutsam, sobald der Widerstand schwach wird, hören Sie auf.

Wendelin schwitzte bei der ungewohnten Arbeit und murmelte: Der Lump hat mir meine Scheiben zerschnitten, dafür durchlöchere ich ihm die Wand.

Nach einer Weile hielt er inne.

Die Hausmeisterstochter lispelte ihm zu: Ziehen Sie den Bohrer heraus, und schauen Sie durch das Loch.

Wendelin befolgte den Rath.

Was sehen Sie?

Ein dünner Lichtstrahl fällt mir in das Auge.

Vortrefflich.

Nach einer Pause.

Was sehen Sie?

Ich höre sprechen, aber ich verstehe kein Wort.

Lassen Sie mich horchen, ich hab' ein scharfes Gehör.

Hanni legte ihr rechtes Ohr an die kleine Oeffnung.

Nun, meine Liebe?

Ich höre Alles deutlich.

Sprechen Sie — ich bitte Sie, was hören Sie?

Geben Sie Ihr Ohr in die Nähe meines Mundes, und ich will Ihnen in kurzen Pausen Alles sagen, was ich höre.

Wendelin neigte sein Haupt dem Mädchen zu, so daß sein Ohr in die Nähe ihrer Lippen kam.

Die Situation war interessant.

Das dunkle Gemach — die beiden jungen Leute in horchender Stellung — sie ihr Ohr an die Wand — er das seinige an ihre Lippen — im Nebengemache der Curator und der Fremde. —

Herüben tiefe Stille — drüben ein halblaut geführtes Gespräch.

Was die Jungfer erhorchte, und dem Blondin wieder im Auszuge mittheilte, war folgendes Zweigespräch.

Wie bemerkt, sagte Herr Keil, die Gefahr für mich ist groß, wenn der junge Mann morgen kommt, und ich vermag ihn nicht zu beschwichtigen, so bin ich geliefert.

Darauf erwiderte der Fremde: Wenn er sich nur mit Geld allein abfinden ließe.

Ich glaube nicht, daß er sich damit zufrieden gibt, und wenn auch, woher sollte die Summe kommen? Wollen Sie sie hergeben?

Recht gerne, aber ich besitze momentan nicht so viel, Sie könnten mir einstweilen aushelfen —

Ich danke für die Zumuthung.

Urban, Sie sind ein elender Geizhals, Ihr Geiz wird Sie zu Grunde richten.

Ich gebe keinen Heller her.

Sie wollen also lieber ins Zuchthaus, bevor Sie von Ihrem Reichthume eine solche Bagatelle abgeben.

Ich will keines von Beiden, und deswegen habe ich Sie zu mir beschieden.

Was soll ich thun?

Sie müssen mich vor dem jungen Menschen sicher stellen, sonst verrathe ich ihm Alles.

Schuft!

Wer? ich oder Sie?

Sie wollen also auch mich unglücklich machen?

Wenn Sie mir nicht helfen, so thu' ich es.

Wie ist es aber möglich?

Ich will entfliehen —

Entfliehen?

Ja, und das noch heute Nacht. Sie helfen mir die Flucht bewerkstelligen. Ich kann mich fremden Leuten nicht anvertrauen. Wenn Cornelius morgen kommt, darf er mich hier nicht mehr finden.

Als Wendelin den Namen Cornelius hörte, fuhr er zusammen. Jetzt begriff er Alles, jetzt wurde es ihm klar, daß der Curator der Gefahr, die ihm von Seite des jungen Mannes drohte, zu entkommen suche.

Darüber war eine Pause eingetreten.

Der Blondin kehrte seine Lippen der Jungfer zu, und lispelte: Um Gotteswillen, geben Sie nur Acht, daß Ihnen kein Wort entgeht, die Sache ist von höchster Wichtigkeit, es gilt das Glück eines Menschen, meines Freundes.

Still — sie fangen wieder an zu sprechen!

Ich habe mir's überlegt, sagte der Fremde, Ihre Forderung soll erfüllt werden. Sie können noch heute Nacht die Stadt verlassen.

Wie wollen wir's bewerkstelligen?

Ich sende Ihnen noch vor Mitternacht meinen Wagen. Er wird unter Ihrem Fenster halten. Sie nehmen nur das Nothwendigste mit sich, einer meiner vertrauten Diener wird Sie bis an die ungarische Grenze begleiten, dort sind Sie sicher, und können sich unter fremdem Namen nach Belieben niederlassen.

Der Wagen, den Sie senden, ist Ihr Eigenthum?

Ja.

Diener und Kutscher verläßlich?

Sie können ohne Sorge sein.

Sie bürgen mir für meine Sicherheit, sonst schweige ich nicht.

Ich gehe. Vor Mitternacht wird der Wagen an der bestimmten Stelle harren.

Adieu.

Man hörte einen der Beiden sich entfernen.

Hanni flog hinaus an's Küchenfenster, der Blondin hinter ihr, sie sahen den Fremden, in einen Mantel gehüllt, davon gehen.

Jetzt schnell, Herr Wendelin, lispelte die Jungfer, zünden Sie eine Kerze an, ich werde das Loch in der Wand verdecken, damit der Nachbar auf die Oeffnung nicht aufmerksam wird.

Als das Licht brannte, sagte der junge Mann: Der Spitzbube, er will entfliehen, in der Nacht, ich weiß schon warum? Wir werden aber auch dabei sein. Nicht wahr, Jungfer Hanni, wir werden auch dabei sein?

Was wollen Sie beginnen?

Das müssen wir erst miteinander überlegen. Kommen Sie her, an meine Seite — ganz nahe —

Wozu denn? Um mit Ihnen etwas zu überlegen, bin ich Ihnen nahe genug.

Den Henker auch, kusch draußen, hören Sie also, der Nachbar darf nicht abreisen.

Nicht? Warum nicht?

Meine liebe Jungfer, Sie fragen sehr kindisch, er darf nicht, weil jener Cornelius, dem er aus dem Wege geht,

mein Freund ist. Ich halte also den Nachbar auf, oder besser, ich lasse den Cornelius holen, und er muß ihn aufhalten.

Der Gedanke ist gut. Machen Sie sich nur auf die Beine, Ihren Freund zu holen.

Ich soll mich auf die Beine machen. Nein, meine Liebe, das lasse ich bleiben. Ich gehe nicht aus dem Zimmer, ich halte den Schuft im Auge.

Wer wird aber Herrn Cornelius holen?

Sie, meine Liebe.

Ich? Was fällt Ihnen ein? In der Nacht.

Sie fürchten sich doch nicht?

Fürchten thu' ich mich nicht, aber ich scheue mich.

Oh, Du göttliche Jungfer! Da, Engel, nehmen Sie noch einen harten Thaler, er wird Ihre Scheu beseitigen. Ich gebe Ihnen die Adresse meines Freundes, und kommen Sie mir nicht ohne ihn zurück.

Und wenn ich ihn nicht zu Hause treffe?

Dann warten Sie bis er zurückkehrt; er ist ein solider Junge, er ist immer vor Mitternacht zu Hause. Wollen Sie meinen Sultan zum Begleiter mitnehmen?

Ich danke, ich gehe ohnedem nicht allein.

Oh, die Schelmin, da hat man's, deswegen hielten Sie sich immer in der Ferne, wenn ich Ihnen den Hof machen wollte; aber hören Sie, liebe Hanni, ich will Ihnen einen sehr annehmbaren Vorschlag machen. Machen Sie es so wie ich, und nehmen Sie sich Zwei — nämlich einen Geliebten und einen Freund.

Ich danke recht schön, es könnte mir am Ende so ergehen wie Ihnen, zwischen zwei Stühlen in der Mitte sitzen zu

bleiben, und das ist, wie Sie erfahren haben, sehr unangenehm. Behüte Sie Gott, die Adresse hab' ich. Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden.

Hanni eilte fort.

Die Hausmeisterische ist vorsichtiger als ich, dachte er, wäre ich bei der Wurzel geblieben, und hätte ich keine preußischen Gelüste gehabt, so säße ich jetzt nicht in der Patsche. Geschieht mir recht, jede Untreu bestraft sich von selbst. Jetzt aber aufgepaßt damit mir der saubere Vogel nebenan nicht entwischt.

Er ging zur Oeffnung in der Wand und horchte.

Ich höre ihn herumwirthschaften, murmelte er, er packt zusammen, er macht sich reisefertig. Nur zu, feiner Hecht, ich werde Dir schon einen Schranken ziehen, den Du nicht überspringen sollst. Hah, was fällt mir da ein, Vorsicht schadet nicht, ich will das Halsband hervorsuchen, es könnte gute Dienste leisten.

Er begab sich zu einem Schranke, stöberte dort eine Weile herum, und brachte ein mit spitzen Stacheln umkränztes Halsband zum Vorschein. Diese besondere Zierde pflegte er dem Bullenbeißer nur bei sehr feierlichen Gelegenheiten, z. B. bei einer Büffeltheilung, oder bei einer Tiegerhetze umzuschnallen.

Nachdem er das Halsband hatte, rief er: „Sultan!"

Der Hund sprang außen auf die Klinke, die Thüre ging auf, und er stürzte freudig auf seinen Herrn zu.

Kusch, Saltan, da nimm dein schönes Halsband, steh' ruhig, Kerl, oder ich fuchtle Dich.

Der Bullenbeißer hatte das Halsband kaum erschaut, so war er wie toll. Er meinte nichts Anderes, er müsse augenblicklich gegen einen Büffel oder sonst ein wildes Thier losgehen. Der Blondin hatte Mühe, ihn zu besänftigen. Er schob ihn in die Küche, versetzte ihm einige derbe Hiebe, worauf er einigermaßen ruhiger wurde.

Wendelin theilte seine Zeit zwischen Horchen und Harren.

Der Nachbar stöberte noch immer herum — die Uhr zeigte bereits die zehnte Stunde.

Hanni bleibt lange aus, murmelte Wendelin, nach meiner Rechnung könnte sie schon zurück sein. Vielleicht war Corneli nicht zu Hause, und sie mußte warten. Was macht denn der Spitzbube?

Er horchte.

Ah, der Schuft zählt jetzt Geld — nur zu — zähle so lang Du willst, Dein Geld wird Dir nichts nützen. Er warf sich in einen Lehnstuhl, dachte an die Kammerjungfer, an die Laborantin, an die Kreuzerkomödie, jammerte im Stillen über seine Verlassenheit, und versank in ein solches Chaos von Gedanken, daß abermals eine Stunde verstrich, ohne daß Hanni wiederkehrte.

Zum Teufel, brummte er, wo mag das Mädl nur bleiben, wer weiß, wohin die mit ihrem Liebhaber gezogen ist? Am Ende haben sie sich vergangen — kusch, Sultan — und finden den Weg nach Hause nicht? Ich weiß gar nicht, was ich mir denken soll? Ich hab' dem Mädl drei harte Thaler gegeben, am Ende läßt mich das Mädl hier warten, und schläft unten im Nest, ohne sich weiter um mich und um

Cornelius zu kümmern. Alle Teufel — was ist das? — Ein Wagen unterm Fenster — der kommt, den Curator zu holen — und Corneli ist noch nicht da? — Was ist zu thun? Jetzt muß ich den Spitzbuben aufhalten. Fort darf er um keinen Preis — kusch, draußen — Donnerwetter wo bleibt denn die Hausmeisterische? Der Kukuk soll ihren Liebhaber holen, der trägt gewiß die Schuld an ihrem Ausbleiben — daß doch überall so ein Satan dabei sein muß — kusch, draußen, jetzt keinen Laut, damit du mir nicht wieder einen Strich durch die Rechnung machst, o Hanni, wo bleibt das Teufelsmädl — beim Nachbar geht die Thür' — jetzt hinaus — jetzt ist's Zeit!"

Fünftes Capitel.

Ein Strich durch die Rechnung.

Als Wendelin sprach: „Jetzt ist's Zeit!" da war es auch wirklich an der Zeit, daß er aus der Küche trat, denn Herr Keil mit einem andern Manne zur Seite, wollte eben vorübereilen.

Der Blondin vertrat ihnen den Weg.

Der ehemalige Curator sah ihn groß an und sagte: Was gibts, Herr Nachbar?

Spitzbuben! dachte der Blondin und wich nicht von der Stelle.

Ich frage Sie, was es gibt? Warum stellen Sie sich mir entgegen?

Sie fragen mich, Herr Nachbar? Sagen Sie mir, wer hat meinen Hund aus der Küche gelassen?

Trollen Sie sich jetzt mit Ihrem Vieh.

Nein, mein Herr, ich trolle mich nicht mit meinem Vieh,

ich bleibe steif und fest beim Vieh, wer hat meinen Hund aus der Küche gelassen? Sie, mein Herr! Kusch da drinnen! Ich weiß Alles, ich weiß von dem Manöver mit den Fensterscheiben, das ist ein Einbruch in meine Wohnung. Was erwidern Sie darauf?

Daß Sie mich jetzt nicht aufhalten sollen.

Und warum nicht? Ich habe gerade jetzt Lust und Muße dazu. Um eilf Uhr in der Nacht, hat man in der Regel keine Geschäfte mehr zu verrichten, da schläft man, oder wenn man nicht schläft, so macht man seine Hausgeschäfte ab — kusch da drinnen — die Bestie kanns nicht erwarten, herauszukommen.

Wie unsere Leser sehen, war es dem jungen Stutzer darum zu thun, den Curator so lange aufzuhalten, bis Cornelius kam.

Was kümmern Sie meine Geschäfte?

Was hat Sie mein Hund gekümmert und meine Fensterscheiben?

Der Hund hat Unruh' im Hause gemacht.

Beleidigen Sie meinen Hund nicht, wer meinen Sultan beleidigt, der beleidiget mich — und wer mich beleidigt, den packt mein Sultan.

Sie sind ein Narr.

Besser ein Narr, als ein schlechter Kerl.

Mein Herr!

Bleiben Sie gelassen, Herr Keil, mengte sich jetzt der Begleiter des Curators in den Streit, der Herr — auf Wendelin deutend — wird so gütig sein, uns unsere Wege gehen lassen.

So gütig werde ich nicht sein.

Und warum nicht?

Weil ich Euch um jeden Preis aufhalten will, dachte Wendelin, aber das mochte er nicht sagen, darum murmelte er: Weil Herr Keil bei mir eingebrochen hat, weil er mich beleidiget hat, weil —

Sie verhehlen die Wahrheit, fuhr der Dritte gelassen fort, Sie haben irgend einen anderen Grund, uns den Weg zu vertreten.

Und wenn ich ihn hätte?

Dann würde ich Sie ersuchen, mir ihn zu sagen.

Und wenn ich nicht wollte?

Dann würde ich Sie dazu zwingen.

Zwingen? Wodurch?

Wendelin bemerkte, daß Keils Begleiter seine Rechte in die linke Brusttasche senkte.

Ist's um die Zeit, dachte er, dann heißt es vorsichtig sein und keine Zeit verlieren.

Mit einem Sprunge war er bei der Küchenthüre, und riß sie auf.

Der Bullenbeißer stürzt heraus.

Zurück, ruft jetzt der Blondin den beiden Herren zu, oder ein Wort von mir, und der Hund zerreißt Euch.

Halten Sie ein! rief der erschreckte Procurator, dem die Wildheit des Thieres bekannt war.

Nur heran! drohte der Dritte, jetzt gilt's, kommen Sie, Herr Keil.

Er faßte dessen Hand, um ihn mit sich fortzuziehen.

Wendelin sah in seiner geschwungenen Rechten einen Dolch.

Sultan, pack' an! ruft er dem Hunde zu.

Der Bullenbeißer springt an die Seite des Procurators, und reißt ihn in einem Augenblicke zu Boden.

Sultan kusch, den Andern pack' an!

Der Hund springt auf den Begleiter los.

Dieser führt einen Stoß nach des Thieres Kehle — der Stahl trifft auf das Parade-Halsband des Bullenbeißers — prallt ab — und schon liegt der Angegriffene auf dem Boden.

Sein Jammerschrei zeigt, daß er bereits die Stacheln des Bandes in seinem Fleische fühlte

Der Blondin springt hinzu, entreißt ihm den Dolch, und ruft: Kusch, Sultan — komm her — kusch — herein da!

Der Hund wedelt seinen Herrn an, und läßt die Beute am Boden.

Jetzt fort, herrscht Wendelin Keils Begleiter zu machen Sie sich aus dem Staube — man wird Sie sonst als Eindringling in ein fremdes Haus festnehmen.

Der Bedrohte eilte flüchtig die Treppe hinab.

Wendelin kehrte sich jetzt zu dem ehemaligen Procurator, und sagte: Und Sie, Herr Keil, gehen augenblicklich auf Ihr Zimmer, mit dem Durchbrechen ist's nichts, so lange ich Ihr Nachbar bin. Alle Teufel, wo bleibt nur der Corneli?

Cornelius? rief Keil, auf's Neue erschreckt.

Er muß jedem Augenblick hier sein — ich habe bereits nach ihm gesendet —

Sie haben? — Sie kennen ihn?

Diese Erklärung ein anderes Mal — vielleicht vor Gericht — ah, Gottlob — da kommt er schon! Kusch Sultan — das ist ja der Corneli, kennst ihn denn nicht, dummes Vieh?

Die Tochter des Hausmeisters traf den Gesuchten wirklich nicht zu Hause an, und mußte dessen Heimkunft abwarten, daher das verspätete Eintreffen.

Hanni hatte auf dem Wege Zeit und Gelegenheit den jungen Manne das Gehörte mitzutheilen, die angetroffene Situation überraschte ihn daher nicht.

Kommen Sie, Herr Keil, heischte er den ehemaligen Prokurator zu, jetzt haben wir mit einander zu sprechen.

Er faßte seine zitternde Hand, und zog ihn mit sich fort in dessen Wohnung.

Bruder Corneli, rief ihm der Blondin nach, wenn Du mich benöthigest, so klopf' nur an die Wand, ich wohne im Nebenzimmer, und werde horchen, auch Sultan bleibt in Bereitschaft. Marsch in die Küche, Sultan — ah, schöne Jungfer, Sie haben hübsch lang auf sich warten lassen, Sultan hätte indessen bald zwei Spitzbuben zerrissen. Wo bleiben Sie so lange?

Ich mußt ja auf den jungen Herrn warten.

Wer's glaubt. Wenn Sie den Liebhaber nicht mitgehabt hätten —

Pfui, Herr Wendelin — wie der Schelm ist, so denkt er.

Ich aber sage: Gelegenheit macht Diebe im Geld so wie in der Liebe.

Herr Wendelin, werden wir jetzt nicht mehr horchen?

Nein, mein Engel! Was die Zwei mit einander haben, brauchen Sie nicht zu hören. Begeben Sie sich in's Himmels-Namen zur Ruhe, und lassen Sie sich nichts Böses träumen.

Gute Nacht, Herr Wendelin —

Mein Gott, kreischte jetzt eine Weiberstimme, was ist denn das heute für ein Lärm auf diesem Gang', man wird mitten in der Nacht gestört, allmächtiger Schöpfer, die Jungfer Hanni mit Herrn Wendelin!

Die Sprecherin war Fräulein Lukretia in ihrem gespensterhaften Nachtcostume, und eine brennende Kerze in der Hand.

Jetzt reitet der Teufel die auch heraus, brummte Wendelin.

Jungfer Hanni aber blieb vor der Alten stehen, und sagte: Was thun Sie denn so, als ob Sie sich verwunderten? Früher, so lange der saubere Herr Keil da war, sind Sie nicht herausgekommen, Sie wollten sich wahrscheinlich kein Herzweh machen. Sie haben es Noth, in Ausrufungen auszubrechen, weil Sie mich da auf dem Gange sehen, es sind noch nicht achtundvierzig Stunden vorüber, seitdem ich Sie das letzte Mal zu Herrn Keil schleichen sah, und ich habe nicht: „Allmächtiger Schöpfer!" gerufen —

Brav, Jungfer Hanni, nur fort so, kusch da drinnen!

Hab' ich vielleicht etwas Böses gethan wenn ich hier stehe, und mit Herrn Taub spreche, mich genirt der Sultan nicht, ich brech nicht bei dem Fenster ein, und lasse den Hund

heraus, damit er nicht belle, wenn Eins zu dem Andern schleicht —

Brav, liebe Hanni, nur fort in dieser Weise! Kusch da drinnen, laß die Jungfer Hanni sprechen — ah, die Alte geht schon — sie thut, als ob ihr übel wäre — Sultan, komm heraus, und steh ihr bei.

Kaum hatte Lukretia von dem Hunde gehört, so stieß sie einen Schrei aus, und stürzte in ihre Wohnung.

Wendelin und Hanni lachten.

Die hat ihren Theil, sagte die Hausmeisterstochter, die wird gewiß nie wieder: „Allmächtiger Schöpfer!" rufen. Jetzt, Herr Taub, noch ein Mal gute Nacht!

Gute Nacht!

Hanni ging die Treppe hinab — der Blondin begab sich in sein Zimmer, um zu hören, wie weit Freund Cornelius in seiner Verhandlung mit dem ehemaligen Curator mittlerweile gekommen war.

Lohberg hatte, wie wir bereits erwähnten Herrn Keil am Arme gefaßt, und ihn in dessen Wohnung gezogen.

Da angekommen, befahl er ihm, eine Kerze anzuzünden.

Nachdem dies geschehen war, sagte er: Setzen Sie sich.

Keil sank in einen Lehnsessel.

Lohbergs Auge funkelte.

Sie waren also im Begriffe zu entfliehen? fragte er den Anderen mit dumpfer Stimme.

Keil stotterte eine ausweichende Antwort.

Lügen Sie nicht, man hat Sie belauscht, zwei Personen haben Sie belauscht, von einer Irrung ist also nicht die

Rede, es war ein fremder Herr bei Ihnen, den Sie veranlaßten, Ihnen zur Flucht behilflich zu sein.

Als der ehemalige Curator des fremden Mannes erwähnen hörte, begann auch sein Auge zu leuchten, er erstarkte, gewann seine Zuversicht wieder, und man sah, wie er sich immer kräftiger emporrichtete.

Er antwortete kurz: Was Sie da sagen, ist wahr. Ich wollte entfliehen —

Sie gestehen es, Elender? Erinnern Sie sich nicht des Versprechens, welches Sie mir gaben? Haben Sie mir nicht versprochen, binnen vierundzwanzig Stunden drei Fragen bestimmt zu beantworten?

Ich kam zur Einsicht, daß ich mein Versprechen nicht erfüllen kann.

Der junge Mann bebte vor Wuth.

Sie können nicht, rief er mit zornigem Tone, Sie können nicht, Sie wollen also nichts thun, um das Verbrechen zu sühnen, durch welches sie eine Familie unglücklich gemacht haben? Sie raubten uns unser Eigenthum, stießen meine arme Mutter ins Elend und in ein frühes Grab, die Folge davon war der Tod meiner Großmutter, auf mir lastet der Makel der Geburt, ohne Verschulden der Mutter bin ich ein Bastard, und dies Alles haben Sie gethan! Haben es gethan, und jetzt nach neunzehn Jahren ist in Ihnen noch kein Funke von Reue zu finden, noch nicht der Drang, die große Schuld in etwas nur zu sühnen! Elender, Sie haben meine Geduld mißbraucht, erschöpft, ich bin mit Ihnen zu Ende.

Was wollen Sie thun? rief Keil erbleichend, denn er

sah, daß die Wuth den jungen Mann bemeistert hatte, und daß er in dieser Stimmung von ihm das Schlimmste zu gewärtigen habe.

Sie werden sterben, rief Cornelius, so wahr Sie der Mörder meider Mutter sind, Sie müssen sterben, noch in dieser Stunde — gleich —

Sie wollen einen Mord begehen?

Sie haben zwei Menschenleben auf Ihrem Gewissen und athmen noch.

Bedenken Sie wohl, was Sie thun?

Bedenke, Du Schurke, daß Deine letzte Stunde geschlagen hat —

Der ehemalige Curator verlor seine Fassung nicht.

Sie werden mich nicht morden! sagte er kalt.

Wer will mich daran hindern?

Ein Wort von mir.

Sprich es.

Sie haben an mich drei Fragen gerichtet. Geben Sie die zwei ersten Fragen auf und ich beantworte Ihnen die Dritte.

Die Frage nach meinem Vater?

Ich beantworte sie.

Es sei! — Sprich!

So hören Sie denn, Herr Lohberg, jener Mann, welcher vor einer Stunde bei mir war, und mir zur Flucht behilflich sein wollte, jener Mann ist — Ihr Vater!

Cornelius taumelte auf.

Mein Vater, schrie er, oh Gott, mein Vater!

Nach diesen herzerschütternden Ausrufe trat tiefes Schweigen ein.

Der junge Mann ließ den Kopf sinken und blickte starr in den eigenen Schoß.

Seine Wuth gegen Keil war mit einem Male verschwunden. Er dachte gar nicht mehr daran, daß er den Procurator vor sich habe. Das Wort „Vater" versetzte ihn mit Einem Schlage in die Mitte jener Scene, die seine Mutter ihm so oft geschildert hatte, wenn sie ihm ihre ausgestandenen Leiden recht lebhaft vor die Seele führen wollte. Er sah den jungen Montenegriner in dem phantastischen Gewande, rauh und roh, wie seine Mutter ihn geschildert hatte. Er sah das Gehöfe in der Einöde, das Treiben der Freibeuter, er hörte den Jammer seiner Mutter, und nun, nun war Er da, jener Mann, der seine schuldlose Mutter so oft mißhandelt hatte, der ihm das Leben gab, ein Leben, das —

Er vermochte nicht mehr weiter zu denken, der Schmerz preßt ihm seine Brust zusammen und er rief wieder: Mein Vater — oh — mein Vater!

Der Curator bemerkte mit Befriedigung den Eindruck, welchen seine Offenbarung auf den jungen Mann machte.

Lohberg ermannte sich, erhob den Blick, sah, wen er vor sich habe, und erinnerte sich der Scene, welche dem Curator das Geständniß abgezwungen hatte.

Jener Fremde, begann er hierauf traurig und gelassen ist also mein Vater und er wollte Ihnen zur Flucht behilflich sein?

Ich hatte ihm, wie Sie von den Lauschern gewiß erfahren haben werden, gedroht, Ihnen seine Anwesenheit in

Wien zu entdecken, um dieß zu verhindern, willigte er in meine Flucht.

Er will also, daß ich seine Anwesenheit nicht erfahre daß ich ihn nicht kennen lerne! Oh, er hat recht, seine Vorsicht ist nicht überflüssig. Das Verdienst, mir das Leben gegeben zu haben, ist zu gering, daß ich darüber die Schmach, die auf meiner Geburt lastet und den Jammer meiner Mutter vergessen sollte. Und dennoch, dennoch muß ich ihn kennen, muß ich mit ihm sprechen — Herr Keil, ich habe auf meine ersten zwei Fragen verzichtet, dagegen will ich die Dritte vollständig beantwortet erhalten.

Wie? Sie wollen wissen?

Ich muß Alles erfahren — oder ich beginne das Spiel vom Neuen. Wer ist mein Vater? Wie nennt er sich dermalen?

Herr Lohberg, Sie setzen mich der größten Gefahr aus. Ich befreie mich von Ihren Drohungen und rufe dadurch jene Ihres Vaters in die Schranken — ich kann nicht.

Sie müssen, bei Gott, dem Allmächtigen, Sie müssen, — ich wage Alles, Ihnen das Geständniß zu entreißen.

Herr Lohberg, ich flehe Sie an.

Vergebens! Sprechen Sie, oder — bei Gott — es geschieht das Aeußerste.

Der Curator, keuchend, leichenblaß, stierte den wüthenden Jüngling an.

Wohlan denn, es sei. Ihr Vater —

Cornelius hing an den Lippen des bösen Menschen, wie ein Lechzender an dem Becher, dessen Inhalt ihm das Leben rettet.

Ihr Vater —

Nun weiter, um's Himmels willen, reden Sie.

Ihr Vater ist jener Mann.

Jener Mann? —

Der sich jetzt — hier Alessandro Cagliostro nennt.

Jesus, mein Heiland! schrie Cornelius entsetzt und sank ohnmächtig auf den Boden.

Sechstes Capitel.

Der Sohn des Magiers.

Der Blondin hörte seinen Freund den Schrei ausstoßen und stürzte besorgt zum Nachbar.

Was gibts? rief er, was ist geschehen?

Helfen Sie mir, Herr Cornelius ist ohnmächtig geworden.

Wendelin stürzte fort, brachte frisches Wasser.

Cornelius begann sich zu erholen.

Corneli, rief der Blondin, was ist Dir widerfahren, hat sich der Curator an Dir vergriffen? Soll ich Sultan holen.

Lohberg machte eine verneinende Bewegung.

Bemüh' Dich nicht, lispelte er matt, es war nur eine Schwäche, sonst nichts! Hilf mir, ich werde bei Dir übernachten.

Und Herrr Keil?

Laß ihn — er mag thun, was ihm beliebt — ich halte ihn nicht mehr auf. Er hat sein Wort gelöst, fürchterlich gelöst.

Der Blondin geleitete den Freund in seine Wohnung.

Der ehemalige Curator blieb allein.

Jetzt weiß Cornelius Alles, murmelte er, Alessandro wird toben, gleichviel, ich werde mich nicht morden lassen, so lang ich die Macht besitze, mich zu retten. Was kann er mir anthun? Nichts. Uns belastet eine gemeinsame Schuld, er hat es aus gewissen anderen Gründen noch mehr zu fürchten, als ich, mag er sehen, wie er mit seinem Sohne fertig wird. Alessandro hätte längst trachten sollen, den jungen Mann zu beseitigen, er hat es versäumt, nun wird er die Folgen zu tragen haben. Ich glaube, die Gefahr, die mich bedrohte, ist beseitiget, der Bursche wird mich nicht belästigen, und mein Geld ist sicher.

Diese Betrachtungen beruhigten den alten Sünder dermaßen, daß er wohlgemuth zu Bette ging, und auch bald in den Armen des Schlafes lag.

Nicht so Cornelius.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht.

Während Wendelin von Hanni — Sultan — Racine — der Götzin — dem Procurator bunt durcheinander träumte, und manchmal im Schlafe diesen oder jenen Namen ausrief, lag Cornelius wachend da, wälzte sich von einer Seite auf die andere, und beschäftigte sich mit seinem Unglücke.

Der Mann, der sich Alessandro Cagliostro nannte, war sein Vater!

In dieser Thatsache lag mehr Unglück für ihn, als Alles jenes, welches ihn bisher belastet hatte.

Sein Vater hatte seine Mutter betrogen, hatte ihm das Leben gegeben, mißhandelte die Arme, die er wohl zur Mutter aber nicht zu seiner Frau gemacht, und entfloh.

Dies Alles war eine große Schuld für den Mann, aber in dem Herzen des Sohnes tauchten doch manchmal Gefühle auf, die für den Vater sprachen, die, wenn auch ihn nicht entschuldigen, so doch seine Schuld durch Milderungsgründe zu verkleinern suchten.

Sein Vater war damals noch ein Jüngling, der Procurator hatte ihn überredet, die Schönheit seiner Mutter blendete seine Sinne, und das Geld verleitete ihn zur Missethat. Seit damals war eine lange Reihe von Jahren verflossen.

Wer weiß, so dachte Cornelius, wie oft mein Vater die schwere Schuld bereut hat. Er hat schwer gesündiget, wer weiß, ob ihn nicht später Gottes Strafarm schwer traf, um ihn wenigstens einen Theil seiner Schuld hier sühnen zu lassen.

Solche Betrachtungen verhinderten bisher immer, daß sich in seinem Herzen irgend ein Groll gegen seinen Vater regte, die ganze Schwere seines Hasses, seines Rachegefühls lastete auf dem früheren Procurator; es war ein milder, ein versöhnender Zug seiner unglücklichen Mutter, daß sie nie den Vater ihres Kindes, sondern immer nur denjenigen an-

klagte, der, statt ihr ein zweiter Vater zu sein, ihr Verderber wurde.

So wie sie, wälzte nun auch ihr Sohn die Last der ganzen Schuld auf Keil, hätte er seine Pflicht gethan, seine Mutter wäre nicht in Todors Gewalt gekommen.

Dies waren die Gefühle Lohbergs vor der Entdeckung Keils — jetzt änderten sie sich plötzlich.

Der Mann, welcher sich Alessandro Cagliostro nannte, war sein Vater!

Er war nicht todt, er sühnte nicht drüben, er bereute nicht hier!

Der Räuber von damals, ist jetzt ein Gaukler, ein Betrüger geworden!

Jener Jüngling ist zum Manne herangereift, aber er bereut nicht nur nicht, was er ehedem gethan, sondern häuft noch neue Schuld auf die alte.

Der Verführer seiner Mutter lebt in Gesellschaft einer Frau, die er ihm zu gehorchen zwingt, gerade so, wie er es einst mit seiner Mutter gethan.

Und dieser Betrüger, dieser Gaukler von jetzt ist sein Vater!

Welch eine Masse von Erniedrigung, Scham und unverschuldeter Schande lag für den jungen Mann in dieser Betrachtung!

Aber damit war das Maß seines Unglücks noch nicht voll.

Cornelius durchlief in Gedanken alle jene Scenen, welche er mit Cagliostro gehabt hatte, von der ersten beim Glückshafen am Graben bis zur letzten im Privat-

logis der Kammerjungfer, wo der Magier ihn zwang, die Beschützung Seraphinens aufzugeben. Jetzt ward dem jungen Manne klar, wie der Magier zu dem Portraite kam, daß er seine Verhältnisse kannte u. s. w., er durchlief, wie gesagt, die Scenen mit Cagliostro, aber er erinnerte sich nicht, in dessen Benehmen auch nur eine Spur jener warmen Theilnahme gefunden zu haben, die doch jeder Mann für sein Kind empfinden sollte, und der Magier wußte doch, daß er mit seinem Sohne verkehre, er wußte es, und litt es doch, daß dieser in die Netze der Gräfin gerieth, der Vater sah die Gefahr, die ihm, seinem Sohne drohte, und sein Herz blieb stumm, über seine Lippen kam kein warnend Wort, aus seinem Auge schimmerte kein warmer Blick — sein Sohn war ihm fremd und gleichgiltig wie jeder Andere.

Lastete also in dem Gedanken, daß der Magier sein Vater sei, nicht mehr Unglück für ihn, als alles, welches sein Leben bisher verbittert hatte?

Jetzt erst war das Unglück mit nie geglaubter Wucht über ihn hereingebrochen, jetzt erst gestand er sich, daß seine frühere Lage im Vergleich gegen die jetzige eine beneidenswerthe war.

Was habe ich verschuldet, klagte er in seinem Innern, daß das Schicksal mich so hartnäckig verfolgt? Ist es nicht genug, daß meine Mutter ohne Verschulden so unsäglich leiden mußte, warum denn auch ihr Sohn? Ich und sie, wir haben ja nichts verbrochen, warum wird uns das Leben zum Märtyrerthum umwandelt? Was soll ich nun beginnen? Mein ganzes Sein erhält jetzt eine andere Richtung.

Früher war die Züchtigung des Elenden der Zweck, den ich verfolgte, und jetzt — jetzt nachdem ich den Mann kennen gelernt, der mir das Leben gab, kann ich ihn, den Fremden verdammen? Wenn die Stimme des Blutes stumm bleibt, wie kann man mit jenem hadern, der uns immer ferne gestanden? Ist der Vater nicht mehr schuldig, als der Andere? Und dennoch, dennoch muß es geschehen — ich habe es meiner Mutter geschworen — ihrem Verderber zu vergelten, und es wird geschehen. Und der Vater? Soll ich vor ihn hinträte, und ihm sagen, daß ich Alles weiß, oder soll ich schweigen und fliehen, um in ihm nicht meine eigene Schmach und Schande zu schauen? Und wenn ich vor ihn hinträte, was soll ich ihm sagen? Mit welchem Gefühle werde ich dem Manne gegenüberstehen, den ich lieben sollte, den aber zu scheuen mein besseres Gefühl mich zwingt? Oh, meine unglückliche Mutter, hätte sie geahnt, welche Leiden ihrem Sohne auf dieser Erde noch beschieden seien, sie würde mir gewiß die Vergangenheit verschwiegen haben, um meine Zukunft weniger zu betrüben. Doch, es sei, ich will tragen, was mir das Geschick auferlegt, das Geschick hat mir den Vater entgegengeführt, ich will den größten Schmerz über mich ergehen lassen, und als Sohn vor ihn hintreten; er weiß, daß ich sein Kind bin, er soll auch erfahren, daß ich in ihm den Vater erkenne!

Der Entschluß faßte immer festere Wurzel — Cornelius gedachte ihn auch schon am anderen Tage auszuführen.

Der Morgen begann bereits heranzudämmern, als der junge Mann erst entschlief, die Natur forderte ihre Rechte. Der

erschöpfte Körper bedurfte einer Erquickung. Ein angeneh-
mer Schlummer bot sie ihm.

Der Tag, an welchem der Magier und Cornelius sich als Vater und Sohn gegenüber stehen sollten, brach heran.

Siebentes Capitel.

Der Magier beginnt das Werk der Rache.

Wir haben die Hauptperson unseres Gemäldes durch einige Zeit aus den Augen verloren.

Wir meinen — Alessandro Cagliostro!

Wir sahen wohl Früchte seiner Thätigkeit, es war uns gestattet, einen Blick in sein vergangenes Leben zu werfen, die Welle, um welche sich der Hauptstrom unserer Erzählung dreht, ist zwar immer; allein ihn selbst sahen wir nicht, denn bei jener Scene in Keils Wohnung hörten wir wohl, was er sprach, aber ihn zu schauen, war uns nicht gestattet, und wir erfuhren auch erst später, daß er es gewesen sei.

Wir kehren also jetzt zu ihm zurück.

Wir verließen ihn in dem Momente, wo sein Vertrauter mit Seraphine gemeinsame Sache machte, und seinen Plan auf Regina vereitelte. Alessandro hatte der Mutter des Fräuleins Rache geschworen, und den Plan, Regina

zu besitzen, nicht nur nicht aufgegeben, sondern ihn mit noch größerer Energie zu verfolgen beschlossen.

Er wollte, wie er beim Scheiden Regina's Mutter zurief, seine gekränkte Ehre rächen.

Einige Tage später begab er sich zu Seraphine.

Die Dame empfing ihn kalt und gemessen.

Madame, begann er, ich habe Ursache, mit Ihnen unzufrieden zu sein.

Keine Antwort.

Sie widersetzen sich meinen Anordnungen. So wie jetzt, kann es zwischen uns Beiden nicht fortwähren.

Dieser Meinung, gab die Gräfin kalt zur Antwort, bin ich auch.

Ich bitte Sie, Ironie und Hohn bei Seite zu lassen, und mit mir ernstlich zu sprechen. Was wollen Sie eigentlich von mir? Wodurch habe ich Sie so arg verletzt, daß Sie so unversöhnlich zürnen?

Fragen Sie nicht, Sie wissen Alles.

Ich weiß Alles — meinethalben! — Sie haben Cornelius geliebt, der junge Mensch hat Sie verlassen, ein Beweis, daß er Sie nicht liebte —

Weil meine Untreue ihn verscheuchte.

Nur nicht kindisch, liebe Seraphine, wahre Liebe läßt sich nicht so leicht und nicht so rasch verscheuchen. Glauben Sie mir, er hat Sie nicht geliebt, der Schleier wäre, ob einige Tage früher oder später, endlich doch gesunken, und Sie hätten höchstens den Nachtheil gehabt, daß Ihre Leidenschaft noch tiefer eingewurzelt wäre.

Keine Antwort.

Was erwidern Sie darauf?

Ich entgegne Ihnen auf alle Ihre Einwürfe nichts.

Sie bleiben starrsinnig?

Ich verharre bei meinem Willen.

Und der ist?

Trennung unseres Verhältnisses.

Das ist nicht möglich, ich habe es Ihnen schon gesagt, Sie sind in meine Geheimnisse zu tief eingeweiht.

Sie haben also lieber eine Feindin an der Seite, als in der Ferne?

Sie sind nicht meine Feindin!

Ich bin es, bei Gott, ich bin es!

Der Magier erschrack — ein Gedanke durchfuhr ihn, es war ein Blitz, der die Nacht erleuchtete.

Seraphine, versetzte er knirschend, dieses Mal glaube ich Ihnen, und es will mir bedünken, als wäre ich den Folgen dieser Feindschaft bereits begegnet.

Die Dame zuckte die Schultern und lächelte hönisch.

Seraphine, rief der Magier, wär's möglich, Sie haben es gewagt, meine Pläne zu kreuzen?

Ich wage nichts mehr, entgegnete die Gräfin kalt, wer Alles verloren hat, der wagt nicht, denn er hat nichts mehr zu verlieren. Ich hatte in der Raserei meines Rachegefühls mit Pietro einen Bund geschlossen, allein er entfernt mich von meinem Ziele, statt mich ihm zu nähern. Mein Ziel ist Cornelius. Darum löste ich jenen Bund und Pietro ist wieder mein strenger Hüter.

Der Graf war außer sich, er — der die Welt betrog, die gelehrtesten, erfahrendsten Männer verblüffte, er wurde von einem Weibe und einem Diener hintergangen! Das Mißlingen seines Planes bei Regina war ihm jetzt kein Räthsel mehr, er kannte die Ursache, Pietro hatte ihm entgegen gewirkt, auf welche Weise, war nicht schwer zu errathen.

Die Entdeckung der Gräfin machte ihn bestürzt, er verkannte nicht, daß ihm große Gefahr drohe, wenn er, wie Seraphine sagte, die Feindin an der Seite behalten würde, der Gedanke an eine nothwendig gewordene Aenderung leuchtete daher auch ihm ein.

Um nicht die Dame noch mehr gegen sich zu empören, schlug er, was selten bei ihm der Fall war, den Weg der Güte und Nachgiebigkeit ein.

Madame, sagte er, ich mache die traurige Bemerkung, daß die Leidenschaft Sie bösartig gemacht, und daß diese Leidenschaft mir bereits geschadet hat. Ich will Ihnen deshalb keine Vorwürfe machen, Sie glauben sich schwer gekränkt und dies entschuldigt Sie. Lassen Sie uns Frieden schließen, einen Frieden gegen Bedingungen, und wenn diese von beiden Seiten erfüllt sind, dann wollen wir ohne Haß und Groll scheiden, indem wir das — was wir besitzen, theilen.

Die Gräfin sann eine Weile nach, dann sagte sie: Wenn es Ihnen mit Ihrem Antrage Ernst ist, ich willige ein.

Mein Wort darauf, daß es mir um eine ernste Aussöhnung zu thun ist. Sagen Sie, was begehren Sie von mir?

Ich fordere Befreiung von den Besuchen Nowacz-

kys, denn nur dann ist eine Versöhnung mit Lohberg möglich.

Ich sage sie Ihnen zu.

Ich fordere, daß auch Sie beitragen, den jungen Mann mit mir auszusöhnen.

Ich verspreche es, ohne jedoch für den mich Erfolg zu verbürgen.

Ich fordere, daß Sie mich nicht mehr nöthigen, Besuche zu empfangen.

Auch dies sei Ihnen gewährt.

Endlich fordere ich, daß Sie — wenn ich Cornelius wieder gewonnen habe — sich meiner Verbindung mit ihm nicht widersetzen.

Ich gewähre es.

Ich bin zu Ende.

Ich bedaure, sagte Cagliostro, daß alle Ihre Forderungen eine Leidenschaft zu Grunde haben, bei der ich fürchte, daß sie nicht mehr befriediget werden wird.

Halten Sie Ihr Versprechen, ob es gelingen wird oder nicht, ich thue, was ich nicht lassen kann. Jetzt sprechen Sie — was fordern Sie?

Ich habe nur Eine Forderung.

Und die ist?

Daß Sie wieder gut machen, was Sie verdorben.

Erklären Sie sich deutlicher.

Sie haben meinen Absichten auf Regina entgegen gewirkt, Sie müssen jetzt dieselben wieder befördern.

Ich willige ein.

Beginnen Sie Ihre Aufgabe, ich gehe auch bei der Meinen unverzüglich ans Werk.

Die Unterhaltung war zu Ende.

Eine namenlose Anzeige von Seite Cagliostro's genügte, das Verbrechen des jungen Grafen zu enthüllen, worauf er eingezogen und Seraphine von seinen ferneren Besuchen befreit war.

Wegen Cornelius wollte der Magier sein Versprechen auch erfüllen, und er sann auf ein passendes Mittel, ihn wieder in sein Haus zu locken. Man wendete sich an Justine, allein diese war mit Wendelin entzweit; jene Gartenscene, wo der Blondin von seiner Geliebten und seiner Freundin zu gleicher Zeit verlassen wurde, hatte eben stattgefunden, man fand also in der ehemaligen Kammerjungfer keine Gehülfin. Cagliostro mußte auf ein Mittel sinnen — da kam der Abend mit Keil — eine neue Gefahr für den Magier, denn er fürchtete die Entdeckung. Lohberg sollte in ihm nie den Vater erkennen.

So wie Alessandro, hatte auch Seraphine an der Erfüllung ihrer Zusage zu arbeiten begonnen.

Der Weg, den sie einschlug, war gut gewählt.

In einem einfachen, aber äußerst reizenden Aufzuge fuhr sie bei der Familie Zahlheim vor.

Mutter und Tochter waren erstaunt, von einer vornehmen, liebenswürdigen Dame besucht zu werden, die sie nicht kannten.

Die Gräfin nannte sich vor dem Fräulein nicht, sondern bat die Mutter um eine Zwiesprache unter vier Augen.

Diese wurde natürlich nicht versagt, und Beate und Seraphine begaben sich ins Nebengemach.

Madame, begann die schöne Gräfin, mich führt die Pflicht der Dankbarkeit zu Ihnen.

Dankbarkeit? — Ich erinnere mich nicht —

Seraphine unterbrach sie: Ich bin Ihnen unbekannt, gleichviel, ich werde Ihnen nur meinen Namen nennen, und meine Angabe wird Ihnen erklärt sein — ich bin die Gemahlin des Grafen Cagliostro.

Ah — Frau Gräfin.

Madame, Sie sehen eine arme, oft gekränkte Ehefrau vor Ihnen, — wenn sie es nicht neuerdings wurde, so verdankt sie dies Ihnen, Ihrer Strenge, Ihrer Sorgfalt —

Frau Gräfin, ich that nur, was meine Pflicht als Mutter erheischte.

Oh, wie viele Mütter gibt es, die ihre Pflicht nicht erfüllen, sei es aus Fahrläßigkeit oder aus Eigennutz oder aus Uebermaß an Mutterliebe.

Sie wissen also, Frau Gräfin —

Vor ein paar Tagen erfuhr ich die Gefahr, in der Ihre Tochter geschwebt und die kraftvolle Weise, in welcher Sie dieselbe abwendeten — da dacht' ich sogleich Sie zu besuchen und Ihnen für den Dienst, den Sie damit auch mir erwiesen, zu danken.

Den Vorwand des Besuches hatte die Listige geschickt gewählt — er gewann ihr das Vertrauen der Matrone, und hatte Sie dieses, so war die Aufgabe, auch jene des Fräuleins zu erringen, ein Leichtes.

Regina wurde zwar durch die gespenstische Erscheinung und die darauffolgende, dringende Warnung der Mutter von dem Magier zurückgeschreckt, die Nachricht, daß er bereits vermählt sei, erfüllte ihre Seele mit brennendem Schmerz, allein in manchen Augenblicken erwachte doch die Sehnsucht in ihr, und was auch ihre Vernunft dagegen einwenden mochte, was auch der Aberglaube ihr von unreinen Geistern und schwarzer Magie vorspiegelte, manchmal wünschte sie doch, ihn wieder zu sehen. Von Gedanken, an die man sich durch lange Zeit gewöhnt hat, vermag man sich nicht plötzlich loszureißen. Vor der Mutter verbarg sie jetzt ihre Hoffnungen und Wünsche — der grelle Eindruck verschwand nach und nach — sie sehnte sich mit manchem Gedanken aus, der sie früher gewaltig erschreckt hatte, und so schwand nach und nach die Furcht vor dem Unhold und dem Seelenverderber, und Cagliostro erschien ihr wieder in einem freundlicheren Lichte. Bei dem Fräulein zeigte es sich deutlich, wie die Liebe sich nach und nach über den Aberglauben emporrang und wie sie ihn endlich ganz besiegte.

In dieser Gemüthsstimmung fand die Gräfin Santa Croce das Fräulein. Die kluge Frau erschaute bald den Grund des jungfräulichen Herzens, und bequemte sich, der Mutter und der Tochter gegenüber zu einer Doppelrolle, deren Theile einander ganz entgegen gesetzt waren.

Dort tadelte sie den Grafen, hier lobte sie ihn — dort klagte sie über seine Leichtfertigkeit, hier pries sie seinen zauberischen Einfluß — dort warnte sie, hier lockte sie — dort klagte sie ihn an, hier schwärmte sie für ihn.

Wer Menschenherzen gewinnen will, muß so sprechen,

wie sie im Stillen wünschen — Seraphine gewann Mutter und Tochter. Schon beim dritten Besuche lud sie die Damen ein, sie auf ihrer Spazierfahrt zu begleiten, und beim vierten bereitete sie ihnen die Ueberraschung, sie, ohne daß sie es wußten, nach ihrem Landsitze zu führen.

Die Matrone wurde ganz betroffen, als sie vernahm, daß hier die Behausung des Wunderdoctors sei, allein Seraphine beruhigte sie mit der Nachricht, daß der Graf verreist sei und erst in einigen Wochen wiederkehren werde. Die Damen wurden durch die einfache, bürgerliche Einrichtung der Gräfin — wie Lohberg sie schon einmal vorfand, noch mehr für sie eingenommen, und so errang Seraphine in kürzester Zeit eine Freundschaft, die um so leichter zu bethören war, je wärmer sie wurde.

Vor acht Tagen einander noch fremd, standen sich die drei Frauen jetzt schon freundschaftlich gegenüber; die Mutter sah in der Gräfin eine unglückliche Gattin, die in ihrer Freundschaft Ersatz für die kalte Behandlung des Gemahls suchte, das Fräulein liebte in der Gräfin das Echo ihrer Gefühle, die Vertraute ihres Kummers und ihrer Neigung.

Eines Morgens kam die Gräfin, die beiden Frauen nach Währing abzuholen.

Es war ein lieblicher Frühlingstag, den die Damen im Garten zuzubringen gedachten, in jenem Garten, den Cornelius vor mehreren Wochen schon so zauberisch geschmückt fand, der aber jetzt im natürlichen Frühlingsschmucke prunkte, nicht künstlich, nicht magisch.

Die Bäume hatten sich mit dem grünen Blättergewande

angethan, die Natur deckte mildthätig ihre Blöße, um sie durch Schattennacht vor Sonnenbrand zu schützen. Ach, wie duftig wallt es von den Gipfeln herab, als hätt' eine Jungfrau gesalbt ihr seiden Lockenhaar, die Zweige wiegen sich kaum im sanften Winde und die Blätter beben schon, so wird der Schwache oft von dem erschüttert, was den Kräftigen kaum zu bewegen vermag. Die Rasenplätze dehnen sich wie Teppiche von Sammt aus, die Farbe saftig und grün, mit weißen, gelben und blauen Blümchen durchwirkt. Oh, wie mild ist die Luft, wie warm der Sonnenstrahl, wie rein die Azurdecke oben, hinter welcher die Geheimnisse der Ewigkeiten schlummern!

Fleuch zurück, Du trunknes Auge, verliere Dich nicht im Unermeßlichen, bleib lieber an der Erde haften, dort bieten sich Deinem Blicke nur Räthsel — hier siehst Du, was Du begreifst, fassen und anzustaunen vermagst, ohne daß der Verstand schwindlig, die Seele trunken wird.

Welch ein Leben in dem Garten!

Unten die kleinen Flügelthiere, die mit dem Frühlingsscheine aus der Verborgenheit hervorkriechen, sich auf den Gräserspitzen wiegen und die Blumen umschwärmen, oben die Schaar der gefiederten Virtuosen, deren Schlagen, Zwitschern, Schreien, Pfeifen und Singen die Luft erfüllt, die sich mit ihrem Lärm aufdringen, ohne daß man sie sucht, ohne daß man sie ruft, oft auch, ohne daß man sie wünscht, die aber trotz dem noch die abscheuliche Eigenschaft besitzen, daß sie unsere Blumen umschwärmen, unsere Fruchtbäume in Contribution setzen und unsere Ruhe stören.

Die drei Frauen ergehen sich in den schattigen Baum-

gängen — Regina ist entzückt, Beate vergnügt, und Seraphine beobachtet und ordnet Alles mit Sorgfalt.

So naht die Mittagsstunde.

Es war beschlossen, die Tafel im Garten zu serviren.

Jenes Gartenhaus, in dem Lohberg vor Seraphinen kniete, hatte seinen phantastischen Schmuck verloren, dagegen strotzte es von frischem Grün, und umwehte die Stirne des Gastes mit duftiger Kühle. Dort wurde die Tafel gedeckt.

Die Frauen waren traulich, unbeengt durch die Gegenwart eines Mannes.

Seraphine verstand es, das Mahl durch angenehme Plaudereien zu würzen, die Zeit verstrich, ohne daß man es wahrnahm.

Frau Beate hatte den obersten Platz auf einem schwellenden Divan. Rechts und links saßen Seraphine und Regina.

Frau Gräfin, sagte die Matrone, Ihre Gesellschaft macht mich glücklich, sie schafft mir viele Stunden, die mich meinen Kummer, wenn auch immer nur auf kurze Zeit, vergessen lassen.

Oh, gelänge es mir, Ihren Trübsinn auf immer zu verscheuchen, ich würde es für die schönste Aufgabe meines Aufenthaltes allhier ansehen.

Beate lächelte, und Regina sagte: Auch mich freut Ihre gute Laune, Mütterchen, doch bemerke ich, daß sie etwas im Abnehmen ist, Sie scheinen sich nach Ruhe zu sehnen.

Ich fühle mich in der That etwas erschöpft —

Dann, bat die Gräfin, thun Sie sich keinen Zwang an, benützen Sie den Divan, auf dem Sie sitzen, der Schlummer im kühlen Schatten wird Ihnen wohlthun.

Beate, deren Augenlider schwer wie Blei wurden, vermochte sich nicht mehr sitzend zu erhalten, und folgte gleichsam unwillkürlich dem Zureden der Dame.

Seraphine lispelte zu Regina: Mütterchen schläft, ich werde die Dienerin beauftragen, sie zu überwachen, wir aber wollen uns indessen die Zeit nicht lange werden lassen.

Das Fräulein — die schlafende Mutter unter der Obhut einer Dienerin zurücklassend — durchwandelte am Arme der Gräfin den Garten.

Plötzlich hielt Seraphine stille.

Liebe Freundin, sagte sie, ich habe einen köstlichen Einfall. Ich will Sie, während die Mutter schläft, das magische Zimmer sehen lassen —

Ah, welch ein Gedanke —

Nur die Abwesenheit des Grafen setzt mich in den Stand, es zu thun, wär' er hier, ich dürfte es nicht wagen, denn er duldet nicht, daß eine Dame das Gemach betrete. Wollen Sie —

Ich fürchte —

Ohne Furcht, ich bleibe ja an Ihrer Seite — es sieht nicht so unheimlich aus, als Sie wähnen, ich habe mich schon einmal in seiner Abwesenheit eingeschlichen, kommen Sie —

Ich möchte wohl, aber —

Fort mit allen Bedenken, wir sind ja gleich zurück —

Die eigene Neugierde unterstützte das Zureden der Gräfin, Regina willigte ein, und die Damen begaben sich in das Landhaus.

Achtes Capitel.

Das magische Gemach.

Die Gräfin von Santa Croce und Regina traten in das magische Gemach.

Die Einrichtung dieses Gemaches, in welchem jüngst der Empfang der sieben Masken bei Gelegenheit der Incognito-Aufwartung stattfand, war eine ganz andere.

Der Boden und die Wände waren mit grünseidenen Teppichen bedeckt und behangen. Das Licht strömte von oben — jedoch nicht frei, sondern wie durch ein bläuliches Glas, wodurch Alles das Ansehen erhielt, als ob es mit Reif überlegt wäre und eine matte, durch Wolken gedämpfte Herbstsonne es beschiene.

An der Wand, der Thüre gegenüber, hing oder stand vielmehr ein riesiger Spiegel, von dem jedoch nur der vergoldete Rahmen sichtbar war. Das Glas bedeckte ein Schleier, an dessen Seite eine herabhangende Schnur zeigte, daß es

nur eines Zuges bedurfte, um den Spiegel von der Hülle zu befreien.

Rechts und links vor dem Spiegel standen zwei prismenförmige Gestelle von Marmor, jedes derselben trug eine herzförmige Vase, aus welcher eine bläuliche Flamme loderte. Die Mitte des Gemaches war leer, dagegen sah man rechts und links zwei von rosenfarbigen Baldachinen überwölbte Divans, weiß wie die Federn des Schwans, der eben aus der Fluth taucht. Am Fußende eines jeden dieser Ruhestätten lag majestätisch ausgestreckt, mit züngelndem Rachen ein Löwe, bei dem man in Zweifel gerieth, ob er lebe oder todt sei, war das Letztere der Fall, dann hatte der Magier den todten König der Wüste vor Zerstörung gesichert und hier in zwei Exemplaren mit der täuschendsten Lebensähnlichkeit aufgestellt.

An den beiden Seitenwänden bemerkte man zahlreiche kleine Spiegel, Figuren, Bilder, Schnitzwerke, die in solcher Masse angebracht sind, daß sie jeder der Wände ein mosaikartiges Ansehen geben.

Der Eindruck, den der erste Anblick des Gemaches hervorbringt, ist — was gewiß eine Wirkung des bläulichen Lichtreflexes ist — ein trüber. Alles hatte ein winterliches, düsteres Ansehen.

Regina drückte sich fest an die Gräfin und lispelte: Mein Gott, wie es hier kalt ist.

Das dünkt Ihnen nur so, meine Liebe, weil wir aus der Sonnenluft gäh hereinkommen.

Die Gräfin fühlte, wie das Fräulein zitterte.

Kindisches Mädchen, sagte sie, wovor beben Sie? Hier gibt es keine Skelette, keine Todtenköpfe oder sonstige Embleme der gewöhnlichen Charlatanerie, hier ist Alles traulich, Alles angenehm und doch ist es ein magisches Gemach —

Was sind das für zwei Flammen? fragte die Jungfrau schüchtern.

Das sind die ewigen Feuer des Magiers. Eine Materie, die immer brennt und sich nie verzehrt, so wie die Liebe im Menschenherzen, Sie werden deshalb auch bemerken, daß die Vasen herzförmig sind, weil die Flammen eigentlich nichts Anderes, als ein Symbol der Liebe sind.

Was ist das für ein Bild zwischen den Vasen?

Das ist kein Bild, meine Liebe, sondern ein Spiegel, ein Zauberspiegel —

Oh, ein Zauberspiegel.

Er zeigt, je nachdem die Vorbereitungen geschehen, die Vergangenheit oder Zukunft, das Ferne oder Nahe.

Und der Schmuck an den Wänden?

Das sind unbedeutende Kleinigkeiten, ohne Zweck und ohne Sinn.

Die beiden Divans?

Das sind keine Divans, meine Liebe, sondern es sind himmlische Betten, haben Sie noch nicht gehört von diesen wunderbaren Ruhestätten, die jeden, der sie besteigt, mit namenloser Wonne durchfluten, mit himmlischem Entzücken erfüllen. Was man da fühlt, läßt sich nicht beschreiben. Es fleußt wie Honig und Milch in den Adern, das Auge sieht Engelgestalten, das Ohr hört himmlische Harmonie. Eine Luft, geschwängert mit dem Odem des Paradie-

ses durchdringt unsere Poren, wir glauben die Seele vom Körper getrennt und dennoch ist der Leib keine unbewegliche Masse, er hebt sich leicht, ätherisch, wonnig. Die Ruhe auf diesen Stätten ist ein Stück Himmelsleben

Bei dieser einladenden Schilderung horchte das Fräulein mit großer Aufmerksamkeit, dann fragte sie: Und wozu dienen diese Betten?

Sie bereiten den Jünger, der nach magischer Ausbildung strebt, zur Seherei vor, sie steigern seine Stimmung und versetzen ihn in Ekstase. Wollen Sie es nicht versuchen? —

Nein, nein — ich fürchte —

Sie sind eine kleine Taube, wer wird sich denn vor Wonnen fürchten. Warten Sie, ich will Ihnen beweisen, daß es ungefährlich ist, die Stätte zu besteigen.

Seraphine näherte sich dem einen Divan und ließ malerisch auf demselben sich nieder.

In dem Momente, als dies geschah, wechselte die Beleuchtung des magischen Gemaches. Statt des bläulichten Lichtes floß jetzt ein Rosaschein durch den Raum und verlieh dem ganzen Bilde einen erhöhten Reiz. Zu gleicher Zeit ertönte eine leise Harmonie, deren Wohlklang das Ohr mit unaussprechlicher Wonne erfüllte. Es war eine Sphärenmusik, wie jene, die Cornelius im Garten gehört hatte.

Regina bebte, sie wußte selbst nicht, ob vor Angst oder vor Wonne.

Ihr Auge war stier auf die Gräfin gerichtet — deren verklärtes Antlitz und malerische Bewegungen das Entzücken verriethen, welches sie früher geschildert hatte.

Die Jungfrau hing an dem Anblicke der herrlichen Frau, die wie von einer Morgenröthe angehaucht, gleichsam verjüngt und verschönt dalag.

Regina, flüsterte Seraphine, kommen Sie, oh, welch' Taumel, wie süß, wie zauberisch —

Das Fräulein war wie angeheftet, sie vermochte nicht die Stelle, auf der sie stand, zu verlassen.

Die Gräfin, als ihre Einladung kein geneigtes Ohr fand, erhob sich von dem Divan und trat wieder zu ihr.

Ihre Schüchternheit, sagte sie etwas mißgestimmt, ist mir unerklärlich, es müßte denn sein, daß Ihre Gedanken anderswo weilen, daß Ihre Seele mit Jemand beschäftigt ist, der in der Ferne weilt und ihren Geist dahinlockt.

Das Fräulein erröthete.

Ich hab' es errathen, fuhr die Gräfin, einen munteren Ton annehmend, fort, Sie kleiner Schelm, haben Ihr Herzchen bereits verschenkt —

Frau Gräfin! bat die Jungfrau.

Nicht doch, läugnen Sie es nicht, nur fein die Wahrheit gestanden, Sie fühlen sich zu einem Manne hingezogen —

Sie täuschen sich —

Ich täusche mich nicht und ich werde Sie gleich von der Wahrheit meiner Vermuthung überzeugen.

Das ist nicht möglich.

In einem magischen Gemache ist Alles möglich. Der Zauberspiegel wird seine Dienste thun.

Der Spiegel?

Ja, meine Liebe Der Spiegel wird uns den Mann zeigen, der Sie interessirt.

Halten Sie ein; was wollen Sie thun?

Das Glas von der Hülle befreien.

Halten Sie ein, ich will nicht — ich will fort — ich flehe Sie an —

Aber schon war die Gräfin hingeeilt, hatte die Schnur erfaßt, der Schleier fiel und aus dem Spiegel strahlte Cagliostro's Bild — nein, nicht sein Bild — er selbst stand in Lebensgröße im Rahmen.

Regina stieß einen Hilferuf aus, sank auf die Knie und bedeckte ihr Antlitz.

Eine kurze Pause.

Sie fühlt sich sanft an der Hand erfaßt.

Sie schrickt zusammen.

Regina, erheben Sie sich! bat es mit weichem Tone.

Alessandro's Ton dringt einschmeichelnd in ihr Ohr.

Sie läßt die Hände sinken — erhebt sich und blickt umher.

Ein Schauer durchrieselt ihren Körper.

Ihr Auge sucht Seraphine — umsonst.

Sie sieht sich allein mit Alessandro.

Neuntes Capitel.

Fortsetzung.

Der Magier hielt die Hand der Jungfrau gefaßt.

Regina wagte es nicht, ihn anzublicken; ein unbestimmtes Gefühl sagte ihr, daß eine Gefahr sie bedrohe, sie wollte um Hilfe rufen, aber sie fand nicht den Muth dazu — das arme Mädchen war in diesem Momente hilflos.

Regina, begann der Magier wehmüthig, mein Erscheinen hat Sie überrascht, ich war weit von hier entfernt, da erhielt ich die Kunde, daß Sie und Ihre Mutter in meinem Landhause zu Besuche seien, und ich eilte heim, und kam zu rechter Zeit, um aus dem Zauberrahmen heraus vor Sie hinzutreten, und Sie zu empfangen, wie man einen lieben Gast empfängt. Regina, was hat Ihnen der Arzt gethan, daß Sie ihn so erbarmungslos verstießen, haben Sie nie bedacht, daß der Magier die Unbill rächen könnte, die Sie Ihrem Retter, dem Arzte, zugefügt?

Herr Graf — Sie werden doch nicht? —

Erschrecken Sie nicht, es ist ferne von mir, Ihnen nur mit einem harten Worte entgegen zu treten, Sie sind unschuldig an der Beleidigung, die Ihre Mutter mir angethan — obwol ich ihr Rache schwur — vergebe ich doch, weil sie Ihre Mutter ist.

Wenn Sie wüßten, Herr Graf, was in unserer Wohnung verfiel. —

Ich weiß Alles! Ein böser Geist hat die Formen Ihres Bruders angenommen, und Sie vor mir gewarnt; ich wußte es, und ließ Sie gewähren. Ich wollte mich überzeugen, ob Ihr Herz, wenn ich einige Zeit von Ihnen ferne geblieben, ob es sich von mir wenden würde? — Wäre dies geschehen, ich wäre Ihnen niemals mehr erschienen, — es kam jedoch, Dank den guten Geistern, welche Ihren Einfluß auf Sie nicht verloren, es kam anders. Wenn auch ferne von mir, dachten Sie doch immer an mich, weilten mit Ihren Gedanken bei mir, diese zarte Anhänglichkeit rührte mich, ich erbarmte mich Ihrer, und Sie stehen wieder vor mir, Ihrem Arzte, Ihrem Retter.

Kommen Sie, Herr Graf, fort, fort —

Wohin wollen Sie? —

Zu meiner Mutter —

Gönnen Sie der erschöpften Greisin die Ruhe, deren sie sich eben erfreut —

Zur Gräfin.

Die Gräfin Santa Croce weilt bei Ihrer Mutter, und überwacht ihren Schlummer, — doch warum fliehen Sie

mich? Haben Sie es in der kurzen Zeit unserer Trennung verlernt, Vertrauen zu mir zu haben?

O kommen Sie, Herr Graf!

Warum nennen Sie mich nicht wie früher, Alessandro?

Ich darf nicht —

Sie dürfen nicht? Wer kann es Ihnen verwehren, wenn Ihr Herz Sie drängt, mich bei dem vertraulichen Namen zu nennen? Wer kann es Ihnen verbieten? Sind Sie noch ein Kind, das sich von der Mutter am Gängelbande leiten läßt? Regina, theure Regina, werfen Sie doch das kindische Wesen ab, und erheben Sie sich zur Höhe, die Sie einzunehmen berufen sind.

Ich verstehe Sie nicht, Alessandro.

Oh, Sie werden mich schon verstehen, wenn Sie mich nur anhören mit Liebe und Vertrauen so wie ehedem. Der Augenblick ist günstig — gehorchen Sie Ihrer Mutter, das gebeut Ihre Kindespflicht, aber widerstreben Sie auch nicht mir, ich will heute meine einstige Zusage erfüllen — Sie einführen in das Reich der Geister, Sie sollen schauen die Herrlichkeiten einer bisher kaum geträumten Welt, einer magischen Schöpfung — Regina — geliebte Regina — kommen Sie. —

Nein, nein, Alessandro, lassen Sie mich —

Regina, wozu das vergebliche Sträuben, Sie besitzen nicht die Kraft mir zu widerstehen, Ihr Herz hängt an dem Meinen, ich fühle selbst den Schmerz, den auch Sie empfinden, indem Sie sich von mir loszureißen streben. Wozu also mir und Ihnen diese Qual?

Die Jungfrau glaubte in der That das zu fühlen, was

der Magier sagte. Sie zitterte — die Angst machte sie jetzt erbleichen — der Sturm des Blutes ließ sie im nächsten Momente erröthen — ihr Blick flog wirr umher, als suche er Rettung und doch zeigte er zugleich ein Entzücken, das zu bannen sie eben so wenig vermochte, wie die frühere Furcht. Sie hielt den Grafen von sich entfernt nnd hätt' ihn doch gern umschlungen — eine Thräne begann das zarte Aug' zu feuchten und doch jubelte es in ihrem Herzen.

Dieser Kampf — dieser unerklärbare Widerspruch zehrte alle ihre Kraft auf.

Alessandro, flehte sie, lassen Sie mich, ich bin nicht stark genug, die Schrecken des Jenseits zu schauen — ich flehe Sie an —

Sie lieben mich also nicht?

Lassen Sie mich — ja — ja — ich liebe Sie — unendlich — aber eben deshalb — wollen Sie mich tödten durch Angst und Schrecken —

Du wirst nicht sterben, heiß geliebtes Wesen, Du wirst vielmehr erstarken, neu aufleben unter dem Odem meines Kusses, in der Gluth meiner Umarmung.

Er umschlang den zarten Leib, und preßte ihn mit Liebesgluth an sich — Regina ließ ihr Haupt wie bewußtlos auf seine Schultern fallen; so senkt die Blume ihre Krone, wenn um Mittag der Sonnenstrahl niederbrennt und ihre Kraft aufzehrt.

Jetzt, Geliebte, komm'! flüsterte der Magier —

Er fühlte, daß bei der Jungfrau jede Kraft zum Widerstande geschwunden war, und schon leuchtete die Gewißheit des Sieges, das Gelingen seiner Rache, aus dem gierigen Blick — da flog plötzlich die Thüre auf.

Cagliostro schrack auf, und trat betroffen drei Schritte zurück.

Regina glitt auf den Boden.

Cornelius Lohberg stand dem Magier gegenüber.

Der junge Mann war plötzlich und rasch eingetreten.

Er glaubte nur den Magier zu finden, die angetroffene Situation überraschte ihn daher — er blieb erstaunt stehen.

Sein Auge drohte zu vergeben.

Oh, mein Gott, rief er, auch dies noch.

Der Magier trat ihm mit zornfunkelnden Augen entgegen.

Was suchen Sie hier? herrschte er ihm zu, in diesem Flügel wohnt die Gräfin nicht. Begeben Sie sich hinüber, Seraphine erwartet Sie, und wünscht mit Ihnen zu sprechen.

Der junge Mann sah den Magier mit einem verächtlichen Blicke an, und erwiederte: Mein Besuch gilt Ihnen, und nicht der Gräfin —

Mir? was wollen Sie von mir?

Viel, mein Herr, sehr viel! Doch entfernen Sie früher diese Dame.

Regina hatte indessen ihr Bewußtsein wieder erlangt, und begann sich emporzurichten. Wie fragend blickte sie umher, und gewahrte nun nebst dem Magier einen fremden jungen Mann. Sie schien sich des Vorgefallenen zu entsinnen, sprang auf, und rief: Meine Mutter — um Gotteswillen — wo ist meine Mutter?

Von außen herein drang eine Frauenstimme, welche den Namen: „Regina!“ rief.

Cornelius eilte zur Thüre, öffnete sie, und Frau Beate stürzte herein.

Beim Anblicke des Wunderdoctors schrie die Matrone auf; er, den sie ferne glaubte, war da! —

In ihrem Geiste begann es sich zu enthüllen; sie ahnte was man hier vor hatte.

Die Anwesenheit eines Dritten ließ sie jedoch hoffen, daß die schändliche Absicht noch nicht gelungen war, und ein Blick auf Regina bestärkte sie in dieser Meinung.

Sie eilte auf ihr Kind los, und rief: Regina — komm' — von hier — wir wurden getäuscht — betrogen — komm' — laß uns fliehen von dem Orte des Unheils.

Sie zog die Jungfrau mit sich fort — Cagliostro wollte ihr nacheilen — allein Lohberg trat ihm in den Weg, und sagte ernst und gebieterisch: Bleiben Sie, mein Herr, bleiben Sie!

Zurück! welch ein Dämon hat sie hieher geführt.

Kein Dämon war's, sondern mein guter Geist; ich kam — wie ich wahrnahm — zu rechter Zeit, um zu verhindern, daß nicht noch ein armes Mädchen, so wie einst Marie Lohberg ihr Lebensglück verliere.

Bei dem Namen „Marie Lohberg“ wurde der Magier bleich wie ein Gespenst.

Cornelius wußte jetzt, daß er sein Vater war, Keil hatte den Verräther gespielt.

Alessandro athmete tief auf, sein Blick ruhte finster auf dem jungen Manne.

Vater und Sohn standen sich gegenüber.

Mein Herr, begann Cornelius nach einer langen Pause, das Gaukelspiel ist zu Ende. — Ich habe stets gefürchtet, jenem Manne zu begegnen, der mir dies unglückliche Leben gab, der Himmel hat es anders gewollt, er ließ mich Sie finden, indem ich, ohne es zu wollen, der Retter eines Mädchens wurde, welches so wie meine Mutter zur Beute Ihrer Leidenschaft bestimmt ward, Sie sehen, wie wohlerwogen stets die Fügungen der Allmacht sind. Damals hatten Sie einen Bösewicht zum Genossen, dessen Geiz und Eigennutz Ihren Plan begünstigte, heute steht Ihnen ein Weib zur Seite, ein Weib, deren Leidenschaften eben so groß und mächtig sind, wie die Ihren, sie verdarb, was Sie schufen, und darum mißlang Ihnen heute, was damals Ihnen glückte.

Wozu diese Betrachtungen, nahm jetzt der Vater barsch das Wort, was willst Du hier? Du bist mein Sohn, ich weiß es, ich wußte es, als ich Dich zum ersten Male sah, ich bin also durch Dein Erscheinen gar nicht überrascht, wozu also dieser Kanzelton? Mein Ohr verträgt dergleichen nicht. Geh' Du Deine Wege und laß mich meine gehen. Was von jeher getrennt war, läßt sich nicht mit einem Male zusammenfügen. —

Sie haben Recht, mein Herr, ich bin auch gar nicht gewillt, Gefühle zu fordern, die Ihrem Herzen fremd sind, es widersteht ja auch mir, Sie Vater zu nennen, und wenn Sie mir auf diese Weise wie es geschah hundertmal das Leben gegeben hätten. Ich werde meine Wege gehen, so wie Sie die Ihren — ich trage kein Verlangen mit Ihnen Hand in Hand zu wandeln. Sie fragen mich jedoch, was ich hier

wolle? und darauf muß ich Ihnen antworten. Sie haben meine Mutter elend gemacht, Sie haben sie mißhandelt, getreten, gestoßen, und der Verzweiflung preisgegeben, und dennoch hat meine Mutter Ihnen nicht geflucht; Sie waren der Vater ihres Kindes, das vergaß die Arme selbst auf dem Sterbebette nicht. In den Augen meiner Mutter war Ihr Helfer, der Procurator, der Hauptschuldige, auf ihn übertrug sie ihren ganzen Haß, ihre ganze Rache. Ihnen hat sie vergeben, ihr Elend jenem Schurken zu vergelten, habe ich jedoch schwören müßen. Hätte meine Mutter Sie so gekannt, wie ich Sie jetzt kenne, hätte sie gewußt, wie Sie an ihrem Kinde, welches ja auch das Ihre ist, handeln würden, sie hätte wahrscheinlich dem Fremden weniger, und Ihnen mehr gegrollt, sie that es nicht, so geschehe, was sie gewollt, — ich verstumme, denn es steht mir nicht zu, den Mann zur Rechenschaft zu fordern, den Vater zu nennen, mich die Natur verurtheilt hat. Hören Sie mich also an. Sie wollten die Flucht des ehemaligen Procurators begünstigen, ich verhinderte es, und Keil, um sich zu retten, verrieth mir, daß Sie mein Vater seien. Ich habe beschlossen, gegen Keil bei den Gerichten einzuschreiten, die Angelegenheit ist jedoch verjährt, und Sie allein sind im Stande anzugeben, daß und wie er meine Mutter betrogen hat. Diese Angabe fordere ich von Ihnen —

Wie, ich sollte?

Ja, mein Herr, Sie werden gegen den Elenden zeugen, der meine Mutter unglücklich gemacht hat, Sie werden dadurch auch einen Theil dessen sühnen, was Sie verschuldet.

Nimmermehr!

Sie weigern sich?

Hältst Du mich für so thöricht, daß ich mich selbst in Gefahr begebe? Meinst Du, Keil werde mich schonen, wenn er sieht, daß ich ihn verderbe?

Auch daran habe ich gedacht — ich begehre von Ihnen kein mündlich Zeugniß — Sie geben mir ein schriftliches Document, in welchem Alles enthüllt ist, von Ihrer Hand gerechtfertiget, und mit Beweisen, die Keil nicht läugnen kann, belegt.

Der Magier dachte eine Weile nach, darauf sagte er: Geh', ich werde über die Sache nachdenken.

Ich wünsche eine bestimmte Antwort.

Geh', sage ich, und fordere nicht mit Ungestüm, was ich Dir zu gewähren ohnedem geneigt bin. — Geh' — und vergiß nicht — daß jener Elende auch mich herausgefordert hat, indem er Dir verrieth, was Du ohne ihn niemals erfahren haben würdest.

Cornelius folgte der Weisung seines Vaters und entfernte sich aus dem Gemache.

Seraphine bestürzt über die Vorgänge, die ihren Plan vereitelten, harrte nach der Entfernung der beiden Frauen mit Ungeduld des Augenblickes, wo Cornelius das Gemach verlassen würde.

Eine Zofe hatte den Auftrag, den jungen Herrn zur Dame des Hauses zu bescheiden.

Er nahm die Einladung nicht an, sondern eilte aus dem Hause.

Er mußte vor dem Fenster der Gräfin vorüber.

Seraphinens flehender Blick hielt ihn auf.

Cornelius, bat sie. haben sie keine Minute mehr für eine unglückliche Frau.

Sie verzeihen, Madame, sagte er mit eisiger Kälte, der Sohn Alessandros kann mit der Gräfin Santa Croce nicht mehr verkehren.

Was sagen Sie?

Ich bin der Sohn jenes Mannes, der Ihr Herr und Gebieter ist, dessen Werkzeug Sie sind. Leben Sie wohl.

Seraphine taumelte vom Fenster weg, und sank in Ohnmacht.

Cornelius Lohberg eilte gegen die Stadt.

Zehntes Capitel.

Ein Wiedersehen.

Cornelius Lohberg lenkte seine Schritte gegen das Palais der ungarischen Garde.

Auf dem Antlitze des jungen Mannes malten sich Kummer und Trauer. Die Ereignisse der letzten Zeit waren auf sein Gemüth nicht ohne Eindruck geblieben.

Von dem Momente an, da wir ihn kennen lernten, bis zu dem jetzigen Augenblicke, was hatte er nicht Alles erlebt!

Von dem einen Herzen riß er sich los — von dem anderen verscheuchte ihn die Untreue — hier fand er den Verderber seiner Mutter, dort seinen Vater — und überall litt sein Herz, nirgends fand sein Gefühl einen angenehmen Ruhepunkt, er hatte mit Ausnahme Wendelins keinen Freund, keine Freude.

Wir haben erwähnt, daß Lohberg sich in das Palais

der ungarischen Garde begab, sein Weg führte ihn zu Aurelie.

Der junge Mann fand das Fräulein in schwarzen Gewändern, mit bleichem Antlitze und verweinten Augen.

Sein Besuch überraschte.

Fräulein Aurelie, begann er mit einem Tone, aus dem die herzlichste Theilnahme sprach, eine Theilnahme, wie sie nur Derjenige dem Unglücklichen gegenüber offenbaren kann; der selbst unglücklich ist, Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich trotz der letzten Scene zwischen Ihnen und mir dennoch die Schwelle Ihres Hauses übertrete. Nur der Unglückliche vermag das Unglück zu ermessen, weisen Sie mich nicht zurück, ich biete Ihnen meine Theilnahme, meine Hilfe, Alles, was ich Ihnen zu bieten vermag.

Ich danke Ihnen, Herr Lohberg, antwortete Aurelie unter Thränen, ich bedarf keines Mannes Hilfe, keiner Theilnahme —

Sie vermochte vor Schluchzen nicht weiter zu sprechen.

Ihre Thränen, sagte Cornelius, bezeugen gerade das Entgegengesetzte von Dem, was die Lippen sprechen. Welcher Unglückliche bedürfte nicht der Theilnahme? Und sind Sie nicht unglücklich? Unglücklich ohne Ihr Verschulden, so wie ich es bin? Fräulein Aurelie, wenn Sie wüßten, was ich in den letzten Tagen Alles erlebt habe!

Gewiß nichts Schmerzlicheres, wie ich, entgegnete Aurelie, von der Höhe eines reinen, mackellosen Familienrufes plötzlich hinabzustürzen in die Classe der Verworfenen, Ehrlosen — oh, Herr Lohberg, das Marternde dieses Gefühls läßt sich nicht beschreiben, es kann einen verletzen-

deren Schmerz geben, aber einen grausameren gibt es nicht.

Die Nachricht traf mich wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel.

Wer hätte das Entsetzliche nur ahnen können? Der unglückliche Greis verschloß Alles in seiner Brust — er vertraute Niemanden seine Lage, und ließ sich von Betrügern an den Abgrund leiten, in den er stürzte. Herr Lohberg, zürnen Sie nicht, daß ich einen Bund, dem auch Sie angehören, verdamme, aber kann ich anders? War es nicht die Rosenkreuzerei, die meinen greisen Onkel in's Verderben stürzte? Sie raubte ihm die Zeit, die er seinem Dienste hätte widmen sollen, sie verschlang in nutzlosen, chemischen Versuchen Summen, und brachte ihn so dem Sturze immer näher, bis endlich ein Elender ihn vollends niederwarf.

Da der junge Mann sie fragend anblickte, so fuhr Aurelie fort: Ich sehe, Sie wissen nicht, wen ich meine? Mein Onkel hat mir es ebenfalls erst nachdem er eingezogen wurde, anvertraut, daß seine wirkliche Schuld erst mit dem Ankaufe des philosophischen Goldsalzes beginne, und dazu verleitete ihn jener Betrüger, der in Währing —

Lohberg fuhr empor.

Cagliostro? rief er in der höchsten Bestürzung.

Aurelie sah ihn befremdet an, und bejahte durch eine Kopfbewegung seine Frage.

Der junge Mann schaute mit einem schmerzvollen Blicke nach oben.

Allmächtiger Gott, flehte er, indem er seine Hände

emporhob, hast Du des Unglückes noch nicht genug über mich gesendet, soll die Last mich ganz zermalmen? Hat er des Elendes noch nicht genug gesäet? Und ich — ich muß das Alles wissen, muß es hören und darf nicht — darf nicht. —

Was haben Sie, Herr Lohberg? fragte Aurelie besorgt.

Ach, wenn Sie die Verkettung zwischen Ihnen und meinem Unglück wüßten! Jener Mann, den Sie anklagen, den klage auch ich an. Ihnen hat er den Onkel ins Verderben gelockt, und mir — oh Aurelie, Sie kennen das unglückliche Verhältniß meiner Geburt, ich habe es Ihnen einmal vertraut; damals ahnte ich freilich nicht, daß ich in so kurzer Zeit darauf meinen Vater finden würde.

Ihren Vater?

Ja, meinen Vater; es ist jener Mann, den Sie einen Elenden, einen Betrüger schalten.

Aurelie erbleichte wo möglich noch mehr.

Cornelius ließ sich auf einem Sessel nieder, bedeckte seine Augen und fing an zu schluchzen — der Gedanke, daß sein Vater auch jener Person, die ihm nebst Wendelin die Theuerste auf dieser Erde war, Unglück brachte, dieser Gedanke goß einen so glühenden Schmerz in die Seele, daß er wie ein Kind zu weinen begann.

Das Fräulein blickte ihn mit Wehmuth an, sie fühlte mit ihm, sie bedauerte ihn.

Herr Lohberg, sagte sie mit einer Stimme, aus welcher ihre Liebe hervorleuchtete, ich wollte Ihnen nicht wehe thun, der Himmel weiß es, es war nicht mein Wille!

Wozu diese Entschuldigung? Sprachen Sie nicht wahr? Steht er nicht vor aller Welt als Gaukler und Betrüger da? Hat er nicht auch meine Mutter betrogen? Meine arme, unglückliche Mutter, was hat sie nicht von diesem Manne zu leiden gehabt, der ihr Glück so verschlang wie einen Theil ihres Vermögens.

Ist die Gräfin Santa Croce jetzt seine Gattin? fragte Aurelie schüchtern.

Cornelius erröthete.

Nein, sie ist nichts, als sein Werkzeug; jene, die seine Magie nicht blendet, jene verführt seine Genossin. Schambedeckt stehe ich vor Ihnen, die Verirrung bereuend, zu welcher ich mich durch ein reizendes Frauenantlitz verleiten ließ, die Schönheit hat mich einen Augenblick geblendet, doch kaum erkannte ich die Schlange unter den Rosenblättern, so rang ich mich los; ich habe mir keinen Vorwurf zu machen, ich bin nicht gestrauchelt, ich habe mich nur verirrt, und dann wieder den rechten Weg gefunden.

Aurelie blickte ihn unter Thränen an.

Nur verirrt, sagte sie wehmüthig lächelnd und ohne Vorwurf, Sie haben aber nicht gedacht, daß bei dieser Verirrung auch andere Menschen mit leiden, Sie haben nicht erwogen, daß diese Verirrung Anderen vielleicht Tausende von Thränen kostet —

Aurelie, was sagen Sie?

Ach, Herr Lohberg, ich habe viel gelitten, doch wozu diese Worte, es soll, es kann nicht sein.

Lohberg faßte die Hand des Fräuleins.

Aurelie, sagte er, was das Unglück verbindet, hält fester zusammen, wie das, was Glück vereinet; das Unglück ist ein schmerzvoller Kitt, aber er überdauert Zeit und Leid; uns hat das Glück getrennt, das Unglück führt uns zusammen; meine Pflicht ist, nie zu vergessen, daß mein Vater es war, der einen Theil der Schuld an Ihrem Unglücke trägt. „Zwei Scheidewände, so sagten Sie jüngst, trennen uns von einander: Die Gräfin und Ihre Geburt!" die erstere dieser Wände ist verschwunden, und über die andere wird uns das Geschick hinwegführen — ich wage die Hoffnung, daß der Himmel in seiner Allgerechtigkeit dem unverschuldeten Kummer die Freude folgen lassen wird.

Aurelie antwortete nicht, die Thräne in ihrem Auge und ihr leises Erbeben zeugte, daß sie Cornelius verstand und in ihrem Herzen dieselbe Hoffnung nährte.

Der junge Mann nahm Abschied, diesmal warm und innig; er erkannte die Neigung Aureliens und freute sich ihrer, denn er fühlte auch in seinem Herzen das Zunehmen jener Zuneigung, die schon einmal erwacht und von ihm fast mit Gewalt verscheucht worden war.

Eilftes Capitel.

Herr Wendelin Taub ist noch nicht am Ende seiner Abenteuer.

Der Blondin war allein.

Cornelius, nachdem er, wie wir wissen, die Nacht bei ihm zugebracht, hatte ihn verlassen.

Was fange ich heute an? dachte der Blondin, wohin soll ich gehen? Mit oder ohne Sultan? Wer sich einige Zeit gewöhnt hat, zwischen zwei Rosen umherzuflattern — der verspürt einen bedeutenden Katzenjammer, wenn er auf einmal, ohne Charakter in den Ruhestand getrieben, zwischen zwei Stühlen auf den Boden zu sitzen kommt. Und was waren das für zwei Stühle! Das waren keine gewöhnlichen Stühle, sondern gepolsterte Sessel, oh Gott, dergleichen findet man nicht alle Tage. Justine, die Barbarin! Nein, keine Barbarin, sie hat Recht, ich hätte die Preußin meiden sollen, dies war meine Schuldigkeit als halber Bräutigam

und als ganzer Patriot — von nun an werde ich sie aber auch meiden, mit ihr ist's aus, auf ewig aus! — Entweder die Jungfer Hanni, die Mamsell Wurzel wollt ich sagen — verdammt, jetzt steigt mir diese Hausmeisterische auch schon wieder in dem Kopf herum — also entweder die Wurzel, oder eine Andere, aber die Preußin nicht mehr, nie, nie! —

Nach einer Pause: So halt ich's nicht aus; ich habe gefehlt, ich will den ersten Schritt thun, ich muß wissen, woran ich bin? Mich so, mir nichts, dir nichts, abzudanken, ohne „Behüt' Gott," ohne „Lebe wohl," das ertrag ich nicht — ich thue also den ersten Schritt, ich will der Racine schreiben. Komm her, Sultan — ah so — kusch — ich werde schreiben.

Wendelin setzte sich an den Tisch, und schrieb nach einigem Nachdenken folgenden Brief:

„Angebetete Racine!"

„Sie haben mich verstoßen, Sie hatten Recht, denn das Glied, das mich ärgert, das reiß' ich ab, so steht geschrieben, und ich habe Sie geärgert. Aber es gibt gewisse Dinge, die heute recht sind und morgen nicht — dazu gehört auch Ihr Zorn. Die Preußin hat Ihnen gegenüber eine sehr zweideutige Rolle gespielt, wenn sie aufrichtig ist, wird sie Ihnen gestehen, daß sie auch bei mir nicht sehr eindeutig gewesen ist, uns Beiden bleibt daher nichts übrig, als die Arme zu bedauern, welche ihrem angestammten Geschicke erlag; aber uns hassen, uns fliehen? — Oh, Racine — das heißt unser besseres Selbst mit Füßen treten! Es ist zwar angenehm, von einem lieben Fuß getreten, und

dann bei der Versöhnung mündlich geküßt zu werden, allein noch angenehmer ist es, sich nie zu treten und immer zu küssen. Ich bekenne meine Schuld, und bitte Sie um Vergebung, kann ich mehr thun? Was wollen Sie noch? Was soll ich thun, um meinen Fehltritt zu sühnen? Ich kann ohne Sie nicht leben, Sie wissen es und martern mich doch, das ist nicht schön von Ihnen, so handelt keine Wienerin, wenn sie auch einen französischen Namen hat. Justine, wie lange werden Sie mir noch zürnen? „Kusch Sultan!“ —

Ah so, verdammte Geschichte, jetzt schreib' ich in dem Brief „kusch Sultan“ hinein, was soll ich jetzt thun? Soll ich die Dummheit ausstreichen oder ausradiren? Nein, die Zigeunerfarbige würde über Nichtachtung klagen, wenn sie einen radirten Brief erhielte, sie weiß leider Gottes nur zu gut, was Anstand ist, von Ausstreichen oder Ausradiren darf daher keine Rede sein, es bleiben also nur zwei Wege übrig, entweder den Brief nochmals abschreiben, oder das „Kusch Sultan“ bleibt stehen. Ich wähle das Letztere, Justine soll sehen, daß ich an meinem Briefe nicht geklügelt habe, sondern daß er aus der Fülle meines Herzens geflossen ist. Also weiter:

„Wie lange werden Sie mich noch aus Ihrer Nähe verbannen? Ist es gerecht, daß Sie mich um einer einzigen Preußin halber so viel leiden lassen? Racine, göttliche Racine, lassen Sie Gnade walten; Gnade einem Armen, dessen erste Dummheit, die Rosenkreuzerei, eine Menge anderer Dummheiten nach sich zog. Leben Sie wohl, denken Sie an den armen Sultan — Wendelin wollt' ich sagen — und seien Sie überzeugt, daß er nur an Sie

denkt und von Ihnen träumt. Ich verbleibe Ihr Sie innig ewig und aufrichtig Liebender

Wendelin Taub."

Nachdem der Brief vollendet war, überlegte der Blondin, auf welchem Wege er ihn der Ex-Kammerjungfer zumitteln sollte? Er hatte ihn bald gefunden.

Der Blondin kleidete sich an, pfiff seinem Sultan, und verließ mit ihm das Haus.

Herr und Hund spazierten selbander gegen die Alservorstadt.

Wendelin war in seine Gedanken vertieft, daß er den Weg bis zu Justinens Wohnung zurückgelegt hatte, ohne eigentlich recht zu wissen, wie er so schnell dahingekommen war.

Da stand er nun vor dem Hause, in welchem sie wohnte, sie, nach der er sich sehnte, ohne die er, wie er schrieb, nicht leben konnte.

Er hütete sich, das Haus zu betreten, sondern rief Sultan zu sich, wickelte den Brief in ein frischgewaschenes weißes Schnupftuch, welches er zu diesem Zwecke eigens mitgenommen hatte, gab das Tuch dem Bullenbeißer in den Rachen, und sagte zu ihm: „Marsch Sultan, trag das hinauf!"

Der Vierbeinige, als hätte er im Voraus gewußt, was er zu thun haben würde, war in einigen Sätzen im Hofe, und verschwand in der Thüre.

Wendelin harrte des Erfolges. Er war überzeugt, daß Sultan seine Mission aufs Trefflichste ausführen würde, in dieser Beziehung hatte er daher gar nichts zu besorgen; nicht so ruhig blieb er jedoch in Bezug auf die zweite sehr

zusammengesetzte Frage: Wie wird Justine den Brief aufnehmen? Wird sie antworten oder nicht? Und wenn sie antwortet, was wird sie antworten?

Der Blondin spazierte ungeduldig auf und nieder. Sein Herz pochte heftig, er vermochte nicht, eine vollkommene Versöhnung zu erwarten, aber was er mit aller Bestimmtheit erwartete, war Nachgiebigkeit von Seite der Erzürnten, ein Entgegenkommen auf halbem Wege.

Wendelin durfte nicht lange harren, nach kaum fünf Minuten, kam der vierfüßige Liebesbote, oder eigentlich Versöhnungs-Vermittler zurück.

Sultan flog daher, als ob er seinem Herrn das größte Glück dieser Welt überbrächte. Der Blondin sah schon aus der Ferne, daß er das Tuch abermals zwischen den Zähnen trug.

Sollte er eine Antwort mitbringen? dachte der Stutzer, er kommt zu schnell zurück, in so kurzer Zeit schreiben Frauen keine Antwort, doch vielleicht sind es ein paar Worte: „Komm, mein Lieber!“ oder: „Ich erwarte Dich!“ u. s. w.

Er nahm das Tuch und schlug es auseinander.

Alle Teufel! Das ist ja mein Brief wieder. Hat sie ihn gar nicht geöffnet? Doch, doch, das Siegel ist erbrochen. Ah, ich merke, sie hat wahrscheinlich ihre Antwort gleich darunter geschrieben — er öffnet rasch den Brief — was seh' ich? Der Brief entsiegelt, sie hat ihn also gelesen, und keine Antwort! Doch halt, da da — ach Gott — da steht die Antwort — gräßliche Antwort — ich vergeh vor Gram und Scham — es bleibt mir kein Mittel, als mich selbst umzubringen — kusch, Sultan, verdammte Bestie, kannst du nichts Klügeres herabbringen — diese Antwort, so einfach und doch

so zermalmend, ein Kreuz — ein Kreuz über meinen unterschriebenen Namen, das heißt durch Worte erklärt: „Ich mache über Wendelin Taub das Kreuz, denn bei ihm ist Hopfen und Malz verloren!“ Oh, mein armes Herz, Hopfen und Malz, kusch, Sultan, komm, wir gehen ins Bierhaus.

Die Verzweiflung trieb den gekränkten Stutzer in die Arme „des Königs von Brabant, der zuerst das Bierbrauen erfand,“ aber es gibt Kränkungen, die sich durch Flüssigkeiten nicht so leicht wegwaschen lassen, Wendelin merkte, daß sein Kummer mehr Kraft hatte, als das Horner- und Luftbier, kehrte wieder heim, und sann auf andere Mittel, sich der Unbarmherzigen zu nähern.

Am anderen Tage erschien Wendelin Taub ganz festiglich gekleidet in Justinens Wohnung. Dieses Mal hatte er den Hund zu Hause gelassen.

Die Dame empfing ihn so, wie man einen Fremden empfängt.

Der Blondin blieb vor ihr stehen, und sagte mit feierlicher Stimme: Mamsell Justine, wollen Sie mich anhören?

Ich höre Sie an, aber ich sage Ihnen im Voraus, daß ich Ihnen nicht glaube, was Sie sagen werden.

Sie sind unversöhnlich?

Ich lasse mich nicht betrügen.

Sie glauben dennoch der Preußin mehr, wie mir?

Frau Götz hat keine Ursache mich zu belügen.

Hat Sie Ihnen auch gesagt, durch welche Veranlassung ich sie kennen lernte?

Ich weiß Alles. Mit Rosenkreuzerei hat es angefangen, und in Liebelei ist es übergangen.

Liebelei — kusch, Sultan — ah so — die Preußin ist eine Verrätherin —

Wenn man eine Verrätherin sein kann, muß es etwas zu verrathen geben, Sie sehen, Sie haben sich selbst verrathen.

Wendelin kratzte sich hinter dem linken Ohre, und murmelte: Die Schamlose!

Justine hörte es, und entgegnete: Schamlos ist man dann, wenn man mit Hartnäckigkeit leugnet, was klar wie die Sonne ist.

Hol der Kuckuck diese Sonne! Ich bin also verstoßen?

Racine verzog spöttisch den Mund, und sagte: Nicht verstoßen — nur verabschiedet.

Und mein Herz?

Was geht mich Ihr Herz an?

Es wird brechen.

Dazu ist es zu elastisch.

Racine!

Herr Wendelin!

Sie haben ein Kreuz über meinen Namen gemacht.

Ich hoffe, Sie verstanden, was ich damit sagen wollte.

Sie treiben mich in den Tod.

Sagen Sie lieber, in die Arme einer Anderen.

In die Arme einer Anderen? Kusch — ah so — Woher nehmen und nicht stehlen? Es müßte nur Jungfer Hanni sein.

Jetzt fiel die Kammerjungfer aus der künstlichen Eisgrube, welche sie um sich her aufgeführt hatte, heraus. Sie fuhr auf, und rief: Jungfer Hanni? Wer ist diese Jungfer Hanni?

Dem Blondin entging die Wirkung dieser zufällig hingeworfenen Worte nicht, und er beeilte sich, die Schwäche seines Feindes zu benützen.

Er versetzte: Jungfer Hanni ist ein braves Mädchen —

Vielleicht auch eine Preußin?

O nein, sie ist ein Landeskind.

Es war vorauszusehen, daß Sie bald Ersatz finden würden.

Der Stutzer zuckte mit den Schultern, als ob er sagen wollte: Wer kann dafür, daß ich so liebenswürdig bin?

Racines Augen funkelten, sie bezwang sich jedoch, und antwortete kalt: Ich gratulire, mein Herr —

Danke recht schön —

Sie kehrte ihm den Rücken.

Mamsell Justine!

Was wollen Sie noch?

Sie gehen unversöhnlich von mir?

Ja, mein Herr.

Racine, ich flehe Sie an!

Gehen Sie, gehen Sie.

Der Blondin sah sie mit einem verzweifelnden Blicke an, und sagte dann entschlossen: Gut denn, ich gehe, was auch immer geschehen wird, Sie haben es auf der Seele.

Die Kammerjungfer lachte höhnisch auf.

Wendelin eilte fort.

Warte nur, rief er, ich will Dir es schon vergelten. Ich habe Deine verwundbare Ferse erforscht, ich werde meine Entdeckung benützen. Jungfer Hanni muß mir beistehen

warte nur Barbarin, Du glaubtest mich zu quälen, jetzt werde ich Dich in die Enge treiben.

Die Kammerjungfer ihrerseits war nach Wendelins Entfernung nicht so ruhig, als man ihrem kalten Benehmen nach hätte vermuthen sollen. Ein Selbstgespräch wird uns über ihre Stimmung Aufschluß geben.

„Er geht wirklich, sagte sie, ich hätte ihn nicht so streng behandeln sollte. Er hat für seine Untreue genug gelitten. Wer mag nur diese Jungfer Hanni sein? Sollte er wirklich ein Mädchen dieses Namens kennen? Ob sie wohl hübsch ist? Mein Gott, wenn er Ernst machte? Wenn er in seiner Narrheit wirklich eine Andere nähme? Es wäre abscheulich! Ich darf mir's nicht verhehlen, er ist's im Stande; ich muß vorsichtig sein. Wenn ich nur wüßte, was es mit dieser Jungfer Hanni für ein Bewandtniß hat? Wenn diese Person hübsch ist, dann ist Gefahr im Verzuge, er heiratet sie mir zum Trotz, und ich kann für meine Härte büßen. Ich muß Gewißheit haben, ich will einen Vertrauten senden; er muß dem jungen Herrn auf allen seinen Wegen folgen, und wir werden bald erfahren, ob er wieder eine neue Flamme hat, wer sie ist, und was er im Schilde führt."

Justinens Entschluß kam nicht zur Ausführung. Wendelin selbst überhob sie der Mühe und der Kosten, welche die Späherei ihr verursacht hätte.

Am nächsten Vormittage, die Kammerjungfer war noch im leichten Morgenanzuge, erschien Wendelin an der Seite eines sehr einfach, aber nett gekleideten Mädchens bei ihr.

Racine wurde bleich, das Mädchen war jung und hübsch. Die Kammerjungfer zitterte zum Theile vor Zorn,

zum Theile aber — und vielleicht zum größeren — vor Angst. —

Mamsell Racine, begann Wendelin freundlich, Sie verzeihen, daß ich Sie noch einmal belästige, ich komme bloß, von Ihnen Abschied zu nehmen, und will Ihnen bei dieser Gelegenheit meine künftige Gattin vorstellen —

Ih—re — Gat—tin?

Ja. göttliche Racine. Jungfer Hanni — wendete er sich zu seiner Begleiterin — Sie sehen, daß ich nicht lüge. Mamsell Justine ist, was ich Ihnen gestand, eine reizende Dame, sie war meine Braut, zwang mich wegen preußischen An- und Ungelegenheiten, die Sie ebenfalls kennen, sie zu verlassen. und da ich ohne Liebe nicht leben kann, so heirathe ich Sie. Sie kennen meine Vergangenheit und Gegenwart, meine Zukunft hängt von Ihnen ab. Sie sind ein armes Mädchen, ich besitze 30,000 Gulden — Sie haben schon einen Liebhaber gehabt, ich eine Geliebte, vielleicht auch mehrere — kusch, ah so — aber daran liegt nichts — ich kümmere mich um die Vergangenheit nicht, was hinter mir liegt, macht mir nicht heiß, nur was vor mir ist, kostet viel Schweiß. Nicht wahr, göttliche Racine, ich habe Recht?

Die Kammerjungfer spielte bei dieser Auseinandersetzung verschiedene Farben.

Als Wendelin schwieg, fragte sie, aber ohne Spott: Dies also ist Jungfer Hanni?

Jetzt noch Jungfer Hanni, in acht Tagen Madame Taub.

Sie betreiben Ihre Angelegenheiten sehr eilig.

Sie leiden keinen Aufschub.

Ich gratulire Ihnen, und auch Ihnen, schöne Jungfer.

Die Tochter des Hausmeisters knixte, und erwiderte: Küß' die Hand. Ich werde gewiß sehr glücklich sein. Herr Wendelin ist zwar etwas leichtfertig, allein er ist gut, sanft und nachgiebig. Eigenschaften, die aller Ehre werth sind.

Kennen Sie Ihren Zukünftigen schon lange?

Ich kenne ihn schon sehr lange — habe jedoch erst gestern zum ersten Male mit ihm gesprochen.

Sie wissen also?

Ich weiß Alles, seine Liebe zu Ihnen, sein Verhältniß mit der Preußin — aber was liegt daran? Wer sich von uns frei von dergleichen Herzensangelegenheiten weiß, der werfe den ersten Stein auf die Anderen.

Justine dachte: Sie ist nicht nur jung und hübsch, sondern auch pfiffig, meine Lage ist eine entsetzliche.

Der Stutzer merkte den peinlichen Eindruck, welchen die Situation bei der Kammerjungfer machte und sagte: Ueberzeugt, daß Sie an meinem Glücke den innigsten Antheil nehmen, wünsche auch ich Ihnen nur Angenehmes und Liebes —

Sie wollen schon gehen?

Der Zweck meines Besuches ist erfüllt.

Das heißt, platzte die Kammerjungfer, die dem Sturm ihrer Gefühle nicht mehr Einhalt thun konnte, heraus, Sie wollen mir sagen: „Sehen Sie, Justine, wenn Sie unversöhnlich bleiben, so heirate ich diese da!“

Täuschen Sie sich nicht, göttliche Racine, ich kam bloß, um Ihnen meine künftige Gattin zu zeigen. Zur Versöhnung war es gestern noch Zeit, heute ist es bereits zu spät.

Zu spät?

Ja, Mamsell Justine — ich habe die Schiffe hinter mir verbrannt

Die Kammerjungfer auf's Höchste bestürzt, wußte nicht, was sie im Drang des Augenblickes erwiedern sollte.

Wendelin spielte seine Rolle so ausgezeichnet und Hanni ging in dieselbe so vortrefflich ein, daß die arme Wurzel die Wahrheit der Angabe nicht mehr bezweifelte.

Sie wendete sich in der Aufregung an Hanni und sagte: Jungfer Hanni, bevor Sie mich verlassen, ersuche ich Sie, mir eine Unterredung unter vier Augen zu gönnen.

Halt, rief Wendelin, dagegen thue ich entschiedenen Einspruch. Unter vier Augen wird nichts mehr verhandelt. Wollen Sie mir heute die Jungfer auch wieder abwendig machen, wie neulich die Preußin, nichts da, kommen Sie, liebe Hanni —

Er faßte die Hausmeisterische an der Hand, und begann sie mit sich fortzuziehen.

Justine warf ihm einen flehenden Blick zu, und rief in einem Tone, in dem ihr ganzer Schmerz sich abspiegelte: „Wendelin, Sie gehen also wirklich?"

Das Eis war gebrochen.

Der Blondin blieb stehen, blickte sie an, und sagte: Ich habe hier nichts mehr zu suchen.

So gehen Sie, gehen Sie.

Die Thränen stürzten ihr aus den Augen.

Jetzt näherte sich Hanni der Weinenden, ergriff ihre Hand, und sagte mit Innigkeit: Mamsell Justine, hören Sie mich an. Ich habe versprochen, die Gattin des Herrn Wendelin zu werden, jedoch nur dann, wenn Sie ihn nicht

lieben, und ihn wegen einer, im Grunde mehr leichtfertigen als bösen Handlung grausam von sich stoßen; wie ich jedoch merke, scheint meine Voraussetzung sich nicht zu bewahrheiten, wenn dem so ist, dann sprechen Sie, und Herr Wendelin ist wieder fort.

Keine Antwort.

Hanni fährt fort: Mamsell Justine, reden Sie, der Augenblick ist da, und kehrt vielleicht nicht wieder, lieben Sie Herrn Taub?

Das war es ja, versetzte die Andere schluchzend, was ich Ihnen unter vier Augen sagen wollte.

Wendelin eilte zur Kammerjungfer, stellte sich kerzengerade vor sie hin, und sagte: Das müssen Sie mir und nicht der Jungfer sagen. Racine, göttliche Racine, lassen Sie uns Beide vergessen, was geschehen ist, und ich will freudig rufen: „Kusch, Sultan!" ah so — nein — das heißt, ich will rufen: „Racine, sei wieder mein!"

Die Zigeunerfarbige sank dem Blondin in die Arme.

Das Versöhnungsfest war zugleich das Verlobungsfest; Hanni, als die glückliche Vermittlerin, zählte von nun an zu Justinens Freundinnen.

Im Grunde genommen, sagte die Kammerjungfer bei Gelegenheit einer Unterhaltung unter sechs Augen, habt Ihr mich doch nur erschreckt, ich war zu nachgiebig, ich hätte den Treulosen noch länger quälen sollen. Wendelin, sag' mir, was hättest Du angefangen, wenn ich nicht nachgegeben hätte?

Der Blondin dachte ein wenig nach, und antwortete: dann: Ich wäre in den Türkenkrieg gezogen, und hätte mich

dort um ein Privat-Serail beworben, da braucht man doch keine Angst zu haben, daß man zwischen zwei gepolsterten Sesseln auf die Erden zu sitzen kommt. Jetzt aber kein Wort mehr davon, ich habe es schon einmal gesagt, und dabei bleibe ich: Was hinter mir liegt, macht mir nicht heiß, nur was vor mir liegt, kostet mich viel Schweiß!"

Zwölftes Capitel.

Wieder auf dem Hohen Markte.

Und wieder herrscht in der Residenz Kaiser Joseph des Zweiten eine ganz ungewöhnliche Bewegung.

Was ist denn wieder los?

Die Menschenwogen wälzen sich wieder durch die Stadt, und zwar abermals gegen den Hohen Markt.

Gibt es etwa wieder eine Hinrichtung, so eine Räderung mit zweimaligen Zwicken, wie jene vor ungefähr drei Monaten, wo es dem unglücklichen Zahlheim galt?

Nein, heute gibt es keine Execution, es ist nur ein Prangerstehen, welches das verehrungswürdige Publikum auf den genannten Platz lockt.

Nur ein Prangerstehen? Und dennoch dieses Laufen, Rennen, diese Eile und Neugierde?

So ist es! Das heutige Schauspiel ist kein gewöhnliches, es gilt keinem unbekannten armen Teufel, der mit

der Gerechtigkeit in Collision gerieth, oder irgend einem Weibe, welches mit den Lastern Anderer Handel trieb, das heutige Schauspiel war ein absonderliches, das ist ein Prangerstehen, wie es die Wiener selten zu schauen bekamen — ein — doch bevor wir die folgenden Scenen schildern, ist es nothwendig, in Kürze nachzuholen, was den Lesern zu wissen nothwendig ist.

Seit den letzten von uns erzählten Vorfällen sind Wochen verflossen.

Der greise Szekely hatte, wie der Monarch ihm befahl, den Cassaabgang angezeigt, und wurde eingezogen.

Sein Proceß wurde in Anbetracht der Wichtigkeit des Falles beschleuniget und der Spruch des Kriegsrechtes lautete auf sechsjährige Gefangenschaft in einer Festung. Dieses Urtheil wurde von Seite des Hofkriegsrathes, dem es der bestehenden Vorschrift gemäß zur Revision vorgelegt ward, verschärft, und die Straf-Dauer auf acht Jahre festgesetzt. Nun kam das Urtheil zum Kaiser, und die Allerhöchste Resolution lautete:

„Szekely ist ohne weiteres zu cassiren, des Militärstandes unfähig zu erklären und dem Civile zur Bestrafung zu übergeben, wo er nachher in loco delicti, nämlich in Wien, drei Tage nacheinander, alle Tage zwei Stunden auf der Bühne auf dem Hohen Markte, zum erspiegelnden Beispiel zu stehen hat. Die ihm zuerkannte achtjährige Arreststrafe will Ich ihm aus Gnaden wegen seines Alters bis auf vier Jahre vermindern, diese hat er in dem Civil-Strafort Szegedin, der für Hungarn besteht, mit der gewöhnlichen Atzung wie andere Delinquenten auszuhalten."

Diese Sentenz verfehlte nicht, bei den betreffenden Stellen gehöriges Aufsehen zu erregen, welches so weit ging, daß im Interesse Szekelys ein zweiter Vortrag an den Monarchen erstattet ward, in welchem auseinandergesetzt wurde, daß diese Strafe gar nicht Platz greifen könne, weil der Inquisit einen Diebstahl in Abrede stelle, und man ihm nicht beweisen könne, daß er das Geld entwendet habe.

Diese Vorstellung blieb erfolglos, die hierauf erfolgte Allerhöchste Entschließung lautete wörtlich:

„Ein jeder unrichtiger Cassabeamter kann, wie Szekely, sagen, er wüßte nicht, wo das Geld hingekommen ist, wenn er es auch gestohlen hätte. Sobald als Geld, besonders eine so ansehnliche Summe, wie diese von 97,000 Gulden, in der Casse sich nicht befindet, so stehet es nicht mehr dem Richter zu, ihm zu beweisen, daß er es entfremdet hat; sondern ihm steht zu, zu beweisen, daß er es nicht entwendet hat, und sobald er dieß nicht beweisen kann, ist er ein Dieb. Es ist also ohne weiters die Sentenz gegen ihn, sobald er cassirt ist, folglich aufhöret, Militär zu sein, zu vollziehen, und ihm das Zettel als untreuer Beamter anzuhängen."

Der Spruch wurde nun vollzogen, und Szekely stand heute als „untreuer Beamter" auf der Bühne.

Auf dem Hohen Markte ist wieder das Drücken, Drängen und Treiben, wie am zehnten März.

Die Sonne brennt herab auf die Häupter der Tausende, diese halten nichtsdestoweniger aus, denn das Spectakel, einen siebzigjährigen Greis auf der Schandbühne zu

sehen, war für den Haufen zu lockend, als daß er es nicht hätte genießen sollen.

Welch ein Anblick!

Der Platz ist gefüllt, die offenen Fenster strotzen von Neugierigen, man schreit, lärmt, unterhält sich, wie vor dem Beginne eines Schauspieles, man harrte mit Bangen des Moments, wo man den Unglücklichen aus der Schranke heraus, auf das Bühnengerüste schleppen würde.

Sapperlot, rief ein ehrsamer Meister aus der Vorstadt, ist das ein Gedränge! Ich bitt', meine Herren, Sie zerquetschen mich!

Wer einen solchen Bauch hat, soll bei dergleichen Gelegenheiten zu Hause bleiben —

Freilich, sonst nichts? Etwa deswegen, damit dann die Häringe um so mehr Platz haben?

Wenn's Euch hier zu eng ist, stellt Euch auf die Bühne hinauf, dort ist schon noch Platz für Einen.

Dank recht schön, ich bin ein ehrlicher Handwerker, und kein untreuer Beamter —

Herr Nagel, hören Sie auf, mir auf den Fuß zu treten, sonst treff' ich Sie auf den Kopf.

Guten Morgen, Herr Bittling — war das ihr Fuß? Was machen die Frösch?

Kommen Sie heut' zum goldenen Lämmel?

Vielleicht.

Aber meine Herren, rief Herr Daminger, der dickstimmige Weinausrufer dazwischen, was geht denn da vor? Warum denn? Wie so denn? Wann denn? Wie lang denn?

Diese Fragen werden wir Euch Abends beantworten, jetzt laßt uns in Ruh'!

Wer drängt sich denn da so heran?

Aufg'schaut, es krabbelt uns ja zwischen den Füßen hindurch.

Donnerwetter, wer ist's denn?

Ist's möglich? Herr Kanzellarius Kurz —

Ihr kommt unterirdisch hergekrochen —

Ich sah Euch aus der Ferne, und suchte mich durchzuwinden.

Ehrliche Leute kommen überall durch.

So sagt auch mein Rath.

Ihr Rath? Was hat er gesagt? Warum denn? Wie so denn?

Herr Kanzellarius, der Szekely muß also richtig auf die Schandbühne? Vielleicht bekommt er noch Pardon?

Der kleine Schreiber machte ein pfiffiges Gesicht, und antwortete: Keine Spur von Pardon, er wird drei Tage nacheinander alle Tage zwei Stunden lang Pranger stehen, davon wird ihm keine Minute geschenkt, das hat mein Rath gesagt, und der weiß es.

Was meint Ihr, geschieht dem Alten kein Unrecht?

Das Schreiberlein wollte einen Luftsprung machen, woran ihn jedoch die Enge des Raumes verhinderte, trat dabei einigen Nahestehenden auf die Beine, was diese veranlaßte, ihn etwas unsanft fortzustoßen.

Was, schrie er, Unrecht, wem soll Unrecht geschehen? Dem Szekely Unrecht, warum? Fehlt das Geld? Ja! — Wohin ist es gekommen? Er weiß es nicht, oder will es nicht

sagen, ergo muß er es büßen. Ihm geschieht sein Recht, aber uns, uns geschieht Unrecht —

Euch?

Wie so denn? Warum denn? Wofür denn?

Hört an: Der Szekely kommt auf die Bühne als untreuer Beamter; war der Szekely ein Beamter? Nein! Man bürdet also uns Beamten eine Schande auf, die keiner von uns begangen hat!

Das ist wahr!

Freilich ist es wahr, denn mein Rath hat es gesagt, und der ärgert sich gewaltig und wir andern Beamten auch, man wasche die schmutzige Wäsche dort, wo sie schmutzig gemacht worden ist, so sagt mein Rath und der versteht es.

Es war ja gar nicht nothwendig, daß man den alten Mann an den Pranger stellte.

Freilich war's nicht nothwendig, aber das hat seine eigenen Gründe.

Wie? Eigene Gründe?

Eigene Gründe! Wie so denn? Welche denn? Warum denn? Weshalb denn?

Redet, Herr Kanzellarius, laßt hören.

Ihr wißt, pro primo, daß der Szekely ein Rosenkreuzer ist.

Ich hab was läuten hören.

Die Rosenkreuzer und die Maurer haben sehr hochgestellte Personen unter sich und es hieß, daß diese Verbrüderungen durch sie Alles auszuwirken vermöchten, was sie wünschen; der Kaiser wollte nun zeigen, daß dieß nicht der Fall sei, deshalb blieb er unerbittlich, der Szekely muß auf die

Schandbühne, weil er ein Rosenkreuzer ist. Ein Stück der Schande fällt also auch auf die Kreuzer und Maurer, und das war ein Theil der Absicht. So sagt mein Rath. Pro secundo ist auch zu bedenken, daß der Ausgestellte bei der ungarischen Garde war.

Aha, ich merke —

Ihr wißt, daß die Ungarn und unsere Regierung keine gute Seide spinnen; pro tertio ist der Szekely ein Adeliger, die ungarischen Adeligen sind aber die erbittertsten Gegner des Kaisers, weil er ihre Vorrechte abschaffen will, ein Stück der Schande fällt also auch auf sie zurück, das sind — wie mein Rath sagt — vier Fliegen mit Einem Schlage —

Euer Rath versteht es, das muß wahr sein —

Oh, mein Rath ist ein kluger Herr — er weiß immer wo es läutet, wenn er nur die Glocke hört — dem Szekely, sagt er, geschieht Recht, aber —

Nun weiter —

Was kam hinter dem Aber?

Aber? Was denn? Wie so denn?

Hört auf mit Eueren Fragen, das Uebrige ist ein Geheimniß, und dergleichen verrath ich nicht mehr, seit damals — Ihr wißt schon, ich habe mehrere Tage lang Todesangst ausgestanden, 's ist übrigens gut abgelaufen, das ist noch ein Glück.

Ist das Alles, was Ihr wißt?

Bewahre, ich weiß noch eine Neuigkeit. Der Szekely hat in Ungarn Anverwandte, und diese haben sich beeilt einen großen Theil des Cassaabganges zu ersetzen.

Nicht möglich! —

Für den Rest, meinten sie, solle der Monarch das Geheimniß eines Rosenkreuzerischen Arcanums kaufen, um es zum Besten des Landes zu verwenden.

Auf diese Weise wäre der Abgang ersetzt?

Aber zu spät.

Und er wird dennoch bestraft?

Dies geschieht von wegen des öffentlichen Exempels, sagt mein Rath, und der hält viel auf gute Exempel.

Alle Wetter, ist das auf einmal ein Drücken und Drängen.

Was gibt es denn?

Ruhig! Bst! Stille!

Man bringt ihn schon!

Wenn man nur etwas hören könnte.

Ist das ein Gesumme.

Das Volk kann das Maul nicht halten.

So ging es fort.

Das Urtheil war indessen verkündet — der Greis schwankte auf die Bühne.

Da stand nun die hohe Gestalt — gebeugt — zusammengebrochen — fahl und bleich wie ein Todter — die Sonne beschien den greisen Scheitel — sie erwärmte den morschen Leib, die Schande drückte ihm das Haupt darnieder — die Schmach schüttelte ihn wie ein Fieberfrost — an seiner Brust hing die Tafel mit den inhaltsschweren Worten: **„Untreuer Beamter!"**

Wir wenden das Auge betrübt von dem Schauspiele, das wir in seiner ganzen Gräßlichkeit zu malen keine Nothwendigkeit einsehen.

„Ich will nun nichts weiter sagen," bemerkt eine gleichzeitige Brochure, „als mich über das niederträchtige Betragen des Publikums bei Vollziehung der Strafe an Szekely beklagen. Welch eine herrliche Augenweide war dieses jammervolle Spectakel dem gaffenden Pöbel! Da stand er nun versammelt um die Bühne, starrte ihn an, den zitternden Greis, wie eine leblose Bildsäule, und begnügte sich nicht, ihn mit einigen Blicken zu fassen; nein! stundenlang verweilten sie, die neugierigen Wiener, um ihn her, und zürnten vielleicht noch im Herzen, wenn die Glocke die Stunde seiner Erlösung von dem Bühnenstehen läutete. Ein Beweis, wie viele Müßiggänger Wien in seinen Mauern einschließe, die ihre Zeit nicht anders zu tödten wissen, als durch den vergnügenden Anblick eines unglücklichen bestraften Verbrechers. Ein Beweis, wie wenig die Wiener feines Gefühl und wahres Mitleiden für den Elenden haben u. s. w."

Zur selben Zeit, als Szekely das erste Mal die Bühne betrat, ereignete sich in der Nähe dieses Schauplatzes eine andere Scene.

Unter den Tuchlauben in seinem Gewölbe im Seitzerhofe finden wir wieder den privilegirten Groß- und Buchhändler Georg Philipp Wucherer.

Der finstere Mann steht in der Thüre seines Ladens und beschaut den Menschenstrom, der eben vorüberwogt, um das Schauspiel auf dem Hohen Markte mit anzusehen.

Jetzt tritt ein Mann in das Gewölbe.

Er ist klein, höckerig, und trägt um das rechte Auge eine schwarze Binde.

Der Buchhändler hatte mit dem Zahlheimschen „Beweis“ ein zu gutes Geschäft gemacht, als daß er sich dieses Mannes nicht hätte erinnern sollen.

Erinnern Sie sich noch meiner Wenigkeit? fragte der Bucklige lächelnd.

Herr Graf, belieben zu scherzen, wessen Gedächtniß wird so schwach sein, sich Ihrer nicht zu entsinnen, wenn man Sie im Leben auch nur ein Mal gesehen hat. Womit kann ich Ihnen dienen?

Ich komme wieder mit einem Geschäftsantrage.

Sie finden mich bereit.

Meine erste Brochure hat Effect gemacht —

Sie können zufrieden sein.

Hoffentlich sind Sie es auch?

So ziemlich — es könnte besser sein. Der Buchhandel ist nicht so profitabel, als man glaubt —

Sie scheinen zu vergessen, daß Sie nicht nur kein Honorar gezahlt haben, sondern daß Sie sogar von mir noch welches erhielten?

Ich erinnere mich dessen sehr wohl, so etwas vergißt Unsereins nicht so leicht.

Das Geschäft, welches ich Ihnen heute proponire, ist ähnlicher Art.

Freut mich. Also wieder eine Brochure?

Ja, Herr Wucherer.

Darf ich fragen, welchen Inhaltes?

Der Inhalt ist sehr interessant.

Das Thema?

Das Thema steht in diesem Momente am Pranger auf dem Hohen Markte.

Der Buchhändler wurde freudig überrascht.

Von welchem Standpunkte behandeln Sie den Gegenstand? fragte er.

Vom Standpunkte der Opposition.

Recht gut.

Szekely wird vertheidiget, der Kaiser wird angegriffen, die Strafe wird als eine ungerechte bezeichnet.

Wie ist die Brochure betittelt?

Der Höckerige zog ein Manuscript aus der Brusttasche, und las:

„Freymüthige Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Obristlieutenant Szekely. Von einem Freunde der Wahrheit."

Der Buchhändler nahm das Manuscript in die Hand und begann in demselben zu blättern.

Haben Sie, fragte er, erwähnt, daß Szekely auch persönlich Geld aus der Casse nahm, um ein Arcanum zu kaufen, wie man hört, soll er es gethan haben, jedoch nicht eingestanden haben.

Dieses Umstandes erwähnt in absichtlich zweifelhafter dunkler Weise folgende Stelle.

Der Graf zeigte dem Buchhändler einen Passus, welchen dieser laut las.

„Es kann zwar auch sein, daß Szekely die Unordnung bei der Gardecasse mag wahrgenommen und einen Defekt befürchtet haben, was ihn vielleicht, und — da er auf die, bei desselben Entdeckung, zu befahren habende schändliche Bestrafung rechnen konnte, verleitet hat, all sein Studium der Chemie zu widmen, um vielleicht durch eine glückliche Erfindung sich aus dem Labyrinthe und der Gefahr, die ihm drohte, heraus zu helfen. So kindisch dieses immer bei Männern klingen mag, so ist es doch auch eine Leidenschaft, die er um so weniger bezwingen konnte, als er in selber allein Hilfe suchte und hoffte.“

Brav, rief Wucherer, das Manuscript zuschlagend, aus dieser einzigen Stelle sehe ich die vortreffliche Behandlung des Ganzen. Sie haben die gefährlichste Klippe sehr gewandt umschifft — es wird damit etwas gesagt und doch keine Beschuldigung gegen Szekely ausgesprochen. Ich denke die Brochüre —

Vergessen Sie nicht — daß der Inhalt sehr heftig gegen den Kaiser ist.

Daran liegt nichts. Die Brochüre wird heimlich gedruckt und unter der Form, als ob sie weiß Gott woher gekommen wäre, verkauft.

Wir sind also in Ordnung. Ich hoffe, daß Sie dieses Mal von dem Autor nicht noch ein Honorar fordern werden.

Der Buchhändler besann sich und sagte: Es sei,

ich verzichte für dieses Mal auf eine Hilfszahlung von Ihrer Seite.

Die Brochüre wird wohl so rasch als möglich erscheinen?

Das soll meine Sorge sein!

Der Mann in der schwarzen Binde empfahl sich.

Wucherer war mit dem Geschäfte zufrieden und am Abende desselben Tages befand sich das Pamphlet in der heimlichen Druckerei unter den Händen der Setzer.

Dreizehntes Capitel.

Die beiden Füchse.

Der ehemalige Procurator hatte die Wirkung, welche seine Entdeckung auf den Magier hervorbrachte, richtig vorausgesehen.

Alessandro wird toben, hatte er gesagt, gleichviel, ich werde mich nicht morden lassen, so lange ich die Macht besitze, mich zu retten.

Um sich vor Cornelius zu retten, verrieth Keil seinen alten Genossen, er lud dadurch zwar dessen Zorn auf sich, allein er tröstete sich, wie wir wissen, mit den Worten: „Was kann er mir anthun? Nichts! Uns belastet eine gemeinsame Schuld, er hat aus gewissen andern Gründen noch mehr zu fürchten, als ich."

Urban Keil kannte also seinen Gegner, und war auf einen hereinbrechenden Sturm gefaßt. Dieser ließ auch nicht lange auf sich warten.

Alessandro erschien in der Wohnung des Procurators —

Es war am Abende.

Keil war eben im Begriffe, fortzugehen.

Der stürmische Eintritt des Magiers, so wie die dräuende Haltung verriethen seine Gemüthsstimmung. Er blieb vor dem ehemaligen Genossen kerzengerade stehen, blitzte ihn mit seinen schwarzen Augen an, und murmelte: Elender! Verräther!

Gemach, mein Herr, versetzte der Procurator, ebenfalls eine trotzige Miene annehmend, mäßigen Sie Ihren Zorn und verurtheilen Sie Niemanden, bevor Sie die Gründe hören, die ihn so und nicht anders handeln ließen.

Es gelüstet mich nicht, Ihre Gründe zu hören —

Hätte ich mich etwa von Ihrem Sohne morden lassen sollen?

Der Magier sah ihn finster an.

Er wollte mich tödten, fuhr der Andere fort, seine Wuth kannte keine Grenzen —

Leere Drohung —

So sprechen Sie jetzt, wären Sie Zeuge der Scene gewesen, Sie sprächen anders.

Sie brachen Ihren Eid —

Besser einen Eid brechen als das Genick —

Sie sind ein Feigling —

Ich lebe gerne, so wie Sie und jeder Andere —

Leben? Und wie lange gedenken Sie, noch zu leben?

Keil wurde bei dieser Frage betroffen, er sammelte sich jedoch und sagte: Jedenfalls so lange, als Sie.

Der Magier lächelte höhnisch über die versteckte Drohung.

Daß Sie sich nur nicht verrechnen.

Ich habe, gottlob das Rechnen noch nicht verlernt, entgegnete der Procurator trocken.

Nach einer Pause: Alessandro, hören Sie mich an, bezähmen Sie Ihren Zorn, und lassen Sie sich zu keiner voreiligen Handlung hinreißen, die Ihnen nur Unheil bringen könnte. Wir Beide sind von einer und derselben Gefahr bedroht — sie trifft entweder Beide oder keinen. Cornelius ist mein Feind so wie der Ihrige — ich habe den Blitz von meinem Haupte abgeleitet, weil ich wußte, daß Sie ihm mehr Widerstand bieten können, indem der Sohn dem Vater gegenüber doch einige Rücksicht nehmen würde, die er einem Fremden niemals angedeihen ließe. Die Gefahr des Augenblickes ist beseitiget — wir haben also jetzt Gelegenheit zum gemeinsamen Handeln.

Der Magier horchte.

Da Keil sah, daß Jener keine Miene machte, das Wort zu ergreifen, fuhr er fort: Cornelius muß für Sie und für mich unschädlich gemacht werden —

Alessandro veränderte keine Miene —

Sie hätten den jungen Menschen schon längst beseitigen sollen, Ihr Versäumniß ist nicht zu entschuldigen — Sie mußten ja wissen, daß er früher oder später gegen mich als Kläger auftreten und damit auch Sie bedrohen würde — denn wenn es einmal dahin kommt, daß ich in den Händen der Gerichte bin, dann würde ich keine Schonung kennen. Meine Sicherheit ist auch die Ihre.

Cagliostro schwieg noch immer.

Nun, mein Herr, Sie geben mir noch keine Antwort?

Ich wünsche, daß Sie früher Ihren Plan vollkommen auseinander setzen.

Ich habe bis jetzt noch keinen Plan entworfen; ich bin vor der Hand nur von der Nothwendigkeit durchdrungen, daß Lohberg unschädlich gemacht, daß er beseitiget werden muß.

Diese Nothwendigkeit leuchtet mir nicht ein.

Wie? Nicht?

Cornelius, fuhr Alessandro langsam fort, hat Eine leicht erfüllbare Bedingung gestellt, wird diese gewährt, so will er von jeder weiteren Verfolgung abstehen.

Und welches ist diese Bedingung?

Wir ersetzen ihm das Geld, welches wir bei dem damaligen Handel an uns gebracht.

Zwanzigtausend Gulden?

Eine Kleinigkeit für Sie.

Mein Herr —

Die Größe der Summe scheint Sie zu erschrecken, und doch ist es für Sie, der Sie fünf Mal so viel erwuchert und zusammengestohlen haben, eine Bagatelle.

Und wenn ich diese Bagatelle versagte?

So erhält Cornelius ein schriftliches Document von mir, mit Ihren Briefen von damals belegt, und Ihren Betrug vollkommen enthüllend.

Und Sie?

Ich, lächelte der Magier, ich gehe in die Welt, und bin längst über alle Berge, wenn man Sie festnimmt.

Keil blickte finster zur Erde, in seinem Kopfe gohr es von Plänen und Gedanken.

Sie haben, lieber Herr Keil, vergessen, daß unsere Partie sehr ungleich, und zwar zu Ihrem Nachtheile steht. Ich besitze von Ihnen Documente, Sie von mir nicht —

Und meinen Sie, daß ich Sie ohne Documente nicht verderben kann?

Etwas schwer — man könnte mich höchstens als Landstreicher über die Gränze bringen, und so etwas ist leicht verschmerzt.

Der Procurator verbarg seine innere Unruhe; um seine wahren Gedanken und entstehenden Pläne nicht zu verrathen, stellte er sich, als erkenne er das Mißliche seiner Lage, und sei deshalb geneigt, die Forderung des Magiers zu erfüllen.

Ich sehe ein, sagte er, gleichsam resignirt, nach kurzer Stille, daß unter uns nur Friede herrschen muß, Sie sind mir überlegen, Sie sind im Vortheil

Es freut mich daß Sie zur Einsicht gelangen.

Sie verwerfen meinen Plan, Cornelius zu beseitigen?

Ich denke nicht daran. In diesem Lande gelingen dergleichen Unternehmungen selten.

Es bleibt mir also nur übrig, mich in Ihre Forderung zu fügen?

Sie beseitigen dadurch jede Gefahr, die über unseren Häuptern schwebt.

Ich willige ein, jedoch unter der Bedingung, daß ich Ihrem Sohne persönlich das Geld einhändige.

Der Magier war damit zufrieden.

In seinem Plane lag es, die genannte Summe zu erhalten, dann die Residenz und das Land schleunigst zu fliehen, und den Procurator der Rache seines Sohnes zu überlassen. Um aber das Geld in seine Hände zu bekommen, hatte er einen eigenen Plan ersonnen. Er wollte seinem Sohne die verlangten Documente nur unter der Bedingung einhändigen, daß dieser die genannte Summe von Keil empfange, und ihm überliefere. Er zweifelte nicht, daß Cornelius darein willigen werde.

Was den Procurator betraf, so hatte er ebenfalls seinen Plan. Seine Nachgiebigkeit war nur scheinbar, und das Mittel, um Zeit zu gewinnen; hatte er diese, und waren es auch nur einige Tage, so hoffte er, seinem Gegner durch eine gut maskirte Bewegung in die Flanke zu fallen, und einen Kampf aufzunehmen, der dann, mit gleichen Kräften geführt, für ihn in jedem Falle vortheilhafter werden mußte, als es jetzt der Fall gewesen wäre.

Alessandro und Keil waren zwei, einander sehr würdige Gegner — List und Trugsinn waren bei ihnen in gleichem Maße vertheilt, die Gewandtheit des Ersteren war zwar überwiegend, dafür stellte wieder die Kaltblütigkeit des Letzteren das Gleichgewicht her. Es waren zwei Füchse, die miteinander im Kampfe lagen — wir werden sehen, welcher von ihnen den Sieg davon tragen wird.

Der ehemalige Curator hatte, als er seinen Plan entwarf, an eine Stütze gedacht, und diese war die — Gräfin Santa Croce.

Er kannte die Verhältnisse des Magiers: als sein

ehemaliger Genosse lag es ja in Alessandro's Interesse, so bald er in Wien auftrat, den Mann, der ihn aus früherer Zeit her kannte, in sein Vertrauen zu ziehen; auf diese Weise erschien Keil mehrmals in Währing, versteht sich als Patient, ganz bescheiden, ohne daß das nähere Verhältniß, in welchem beide zu einander standen, verrathen worden wäre.

Keil wendete daher jetzt in der Bedrängniß sein Auge auf Seraphine, sie wollte er gewinnen, sie sollte ihm beistehen und ihm ausführen helfen, was er vorhatte.

Hier klopfte er nun an die rechte Pforte.

Die Gräfin Santa Croce glaubte sich von Cagliostro abermals betrogen. Sie hatte ihre Zusage erfüllt und ihm Regina in die Arme geführt, daß der Angriff mißlang, war nicht ihre Schuld, er aber hielt sein Versprechen nicht, statt zu ihrer Aussöhnung mit Lohberg mitzuwirken, und sie demselben näher zu bringen, sah sie sich von ihm weiter als je entfernt. Cornelius war Alessandro's Sohn! Daß dieser Umstand seine Kälte auf einen noch höheren Grad steigen mußte, war natürlich, und an all dem trug abermals Alessandro die Schuld.

Die leidenschaftliche Frau gab nun dem Groll' in ihrem Herzen unbegrenzten Spielraum.

Er allein, sagte sie für sich, trägt die Schuld an meinem ganzen Unglücke. Vom ersten Momente an, da ich Cornelius kennen lernte, hat er Alles gethan um mich in seinen Augen herabzuwürdigen — er wußte, daß der junge Mann sein Sohn sei, und wollte nicht, daß er sich mit mir verbinde. Er wußte es und verschwieg es mir — der

Elende, er sah das Wachsen meiner Leidenschaft und blieb stumm, um mich ganz unglücklich zu machen.

Diese Betrachtung stachelte ihren Haß erneuert auf — die jüngste Aussöhnung war von kurzer Dauer. Seraphine haßte den Magier stärker als je.

In dieser Gemüthsstimmung näherte sich ihr der ehemalige Procurator.

Er erschien in dem Landhause zu einer Tagesstunde, da er den Magier abwesend wußte.

Die Gräfin, für welche sein abstoßendes Aeußere wenig Anziehendes hatte, empfing ihn sehr kalt; unser Mann ließ sich jedoch nicht abschrecken.

Sie wünschen mit dem Grafen zu sprechen? fragte sie den Finsteren.

Nein, gnädige Frau, lispelte dieser mit geheimnißvoller Wichtigkeit, mein Besuch gilt Ihnen.

Mir, was wollen Sie von mir?

Was kann ein sehr alter Bekannter Alessandro's von der Gräfin Santa Croce wollen?

Ich verstehe Sie nicht —

Sind Sie geneigt, mich anzuhören?

Sprechen Sie.

Werden wir nicht behorcht — es gilt Ihr Glück.

Mein Glück?

Seraphine dachte an Cornelius.

Kommen Sie, sagte sie und führte Keil in ein Gemach, wo sie sich sicherer glaubte.

Gnädige Frau, begann Keil leise, nachdem sich Beide

nahe bei einander niedergelassen hatten, bevor ich beginne, erlauben Sie mir eine Frage.

Ich erlaube sie.

Fühlen Sie sich in Ihrem Verhältnisse mit Alessandro glücklich?

Warum fragen Sie?

Es geschieht nicht aus Neugierde.

Warum also?

Ich bin bereit, Ihnen zu helfen.

Sie, mir? Ich kenne Sie nicht!

Der Graf aber kennt mich sehr gut, er würde zittern, wenn er wüßte, daß ich hier bin.

Seraphine wurde mißtrauisch.

Sind Sie vielleicht, sagte sie verächtlich, einer seiner Sendlinge, um mich auf irgend welche Probe zu stellen?

Sein Spion? Bei der Hölle und ihrem Fürsten, ich würde eher dem Teufel dienen, als ihm —

Was wollen Sie also?

Ich will Sie glücklich machen und mich rächen.

Rächen! rief die Gräfin freudig bewegt, denn dies Wort klang wie Cagliostro's Sphärenharmonie wohllüstig in ihren Ohren, Sie wollen sich rächen! Warum? Hat Alessandro auch Sie um Ihr ganzes Lebensglück betrogen? —

Herr Keil triumphirte. Das Benehmen der Gräfin ließ ihn erkennen, daß sein Antrag ein sehr willig Ohr finden werde; auch sie — das sah er deutlich — war eine Feindin seines Feindes.

Frau Gräfin, begann er nach kurzer Pause, ich kenne Ihren Gatten länger und besser, als Sie glauben — ich war

einst sein Vertrauter, ich kenne seine Geheimnisse von damals, so wie Sie jene von jetzt —

Ein Gedanke durchfuhr die Gräfin.

Sie kennen seine früheren Geheimnisse, rief sie, dann müssen Sie auch wissen, welch ein Bewandtniß es mit dem jungen Lohberg und dem Grafen hat?

Keil lächelte.

Ich weiß es.

Erzählen Sie — verhehlen Sie mir nichts — es wird Sie nicht reuen.

Der Procurator erfüllte das Begehren der Dame. Der Schlaue erkannte leicht, daß die Theilnahme der Gräfin nicht dem Magier, sondern dessen Sohn gelte, und war gewandt genug, diese Wahrnehmung nicht außer Acht zu lassen. Seine umständliche Mittheilung erwarb ihm das Vertrauen Seraphinens.

Als er zu Ende war, sagte sie: Ich habe Ihnen anfangs nicht getraut, aber jetzt sehe ich, daß Ihre Angaben Glauben verdienen; Sie haben Ursache, den Elenden zu hassen, der Sie einst benützte und Sie jetzt dafür verderben will. Doch Sie sagten vorhin, Sie seien gekommen, um mich glücklich zu machen.

So sagte ich.

Worin soll das Glück bestehen?

Ich überlasse die Wahl Ihnen; sagen Sie mir, was Sie wünschen, und wenn es erreichbar ist, so sollen Sie es besitzen.

Seraphine erglühte.

Sprechen Sie nicht mit solcher Zuversicht; Sie

dürften nicht im Stande sein, mir das zu verschaffen, was ich verlange.

Sprechen Sie es aus, Frau Gräfin.

Bevor wir weiter verhandeln, eine andere Frage. Sie wollen mich glücklich machen und sich rächen. Bei dieser Rache soll ich Ihnen behülflich sein. Nicht wahr?

Ja, Frau Gräfin.

Womit?

Ich leiste, was ich Ihnen verspreche, und fordere von Ihnen als Gegendienst nichts als Papiere.

Was für Papiere?

Keil brachte seine Lippen in die Nähe von Seraphinens Ohr, und lispelte: Alessandro ist ein Illuminat —

Sie wissen —

Er ist ein Sendling dieses geheimen Bundes und besitzt geheime Papiere, die ihn als solchen bezeichnen. Diese Papiere müssen Sie mir verschaffen und ich erfülle Ihnen dafür Ihren heißesten Wunsch.

Wer weiß, ob Sie dieß im Stande sind?

Ich bin es.

Können Sie den Herzen Anderer befehlen?

Das vermag ich nicht; aber ich kann Hindernisse beseitigen, welche Herzen trennen.

Sie vermöchten?

Ich verspreche nie, was ich nicht zu halten vermag.

Sie sollen die Papiere haben.

Hier meine Adresse.

Die Gräfin erhob sich.

Der Procurator that dasselbe.

Bis wann darf ich hoffen? fragte er.

Vielleicht schon morgen.

Je eher desto besser — erhalte ich morgen die Papiere, so ist übermorgen Ihr Wunsch gewährt.

Keil entfernte sich.

Nur diese Papiere, murmelte er mit fieberischer Gier, und Alessandro wird verschwinden — ich bin von ihm befreit, ohne daß ich dann weiter seine Rache zu fürchten habe. Ist er beseitigt, dann ist Cornelius ohnmächtig und ich kann wieder ruhig sein, ganz ruhig.

Der Procurator rieb sich vergnügt die Hände.

Es scheint fast als sei er unter den beiden Füchsen der Schlauere.

Vierzehntes Capitel.

Die Papiere.

Es ist das Loos aller Gaukler — sie mögen auf der Bühne, im Salon, auf offenem Markte oder wo immer ihr Wesen treiben — daß sie, sobald eines ihrer Kunststücke mißlingt, gewöhnlich die ganze Vorstellung hindurch Unglück haben, und sich nicht mehr zurecht finden können.

So erging es auch dem Magier.

Seitdem Seraphine und Pietro seinen Plan bei den Zahlheim'schen kreuzten, wollte nichts mehr — wie man im Leben sagt — zusammengehen. Es klappte nicht mehr.

Die Flucht Keils mißlang, trotzdem, daß er seine Hände mit im Spiele hatte — Cornelius erfuhr, wer sein Vater war — der Plan mit Regina mißlang — der Conflict mit dem Procurator drohte zu seinem Nachtheile zu enden.

Alessandro fühlte dies Alles recht gut, allein er vermochte nichts dagegen zu thun — wenn einmal der contraire Wind zu blasen anfängt, dann bleibt selbst dem gewandtesten Lootsen nichts übrig, als zu laviren, laviren so lange, bis das Fähnlein sich wendet und man wieder mit vollen Segeln vorwärts steuern kann.

Das that denn auch der Magier. Er lavirte, weil er in diesem Momente Cornelius nicht fand, es war eben wieder ein Versagen der Gaukelmaschine, er — der früher so vieles wußte, vermochte jetzt nicht, den Aufenthalt seines Sohnes zu erfahren.

Des Magiers bemeisterte sich eine gelinde Entmuthigung, selbst der gewandteste Spieler wird verzagt, wenn mehrere seiner Berechnungen nacheinander fehlschlagen.

Wir finden ihn in einem seiner Gemächer, sinnend und mißgestimmt.

Es ist Abends und eine Lampe mit einem Milchglase überwölbt, erhellt das Gemach.

Seine Gedanken kreuzen sich. Bald weilen sie bei Regina, dann bei Cornelius, dann wieder bei dem Procurator.

Der Eintritt der Gräfin störte ihn.

Cagliostro und Seraphine hatten sich seit jenem Nachmittage, wo Beate und Regina in dem Landhause waren, nicht gesprochen. Sie vermieden es, sich anzureden, er aus Besorgniß, sie würde ihn an sein Versprechen erinnern, sie aus Haß.

Die schöne Dame tritt mit der Miene einer stillen Dulderin ein. Sie verbarg ihre wirklichen Gefühle, und nahm die Maske einer entsagenden Demuth vor.

Cagliostro sah sie nicht an, sondern blieb regungslos in seiner Stellung und hatte das Auge auf den Boden gerichtet.

Alessandro, begann Seraphine, wir haben uns neulich ausgesöhnt — was ich Ihnen bei dieser Gelegenheit versprach, habe ich gehalten.

Mein Plan ist trotzdem mißlungen.

Ohne mein Verschulden.

Ich klage Sie nicht an, — dies Alles wäre aber nicht nothwendig gewesen, hätten Sie nicht den ersten Verrath geübt.

Ich erkenne meine Schuld und wollte das Uebel wieder gut machen.

Denken wir nicht mehr daran.

Sie sagen dies wahrscheinlich, um auch an ihr Versprechen nicht mehr denken zu müssen.

Peinigen Sie mich nicht! Sie sehen ja, daß mir Alles mißlingt.

Ich habe demnach gar keine Hoffnung.

Ich denke, in einer Situation wie die unserige jetzt ist, hat man an Wichtigeres, wie an Herzensangelegenheiten zu denken.

Das Glück meines Lebens ist mir das Wichtigste.

Wenn Sie dieses nur in Lohberg's Besitz finden, dann bedauere ich Sie.

Die Augen der Gräfin vergrößerten sich.

Ich habe mit Cornelius gesprochen —

Nun, was sagt er?

Er war nicht zu bewegen, Sie zu besuchen.

Lügner! dachte Seraphine.

Ich muß also jede Hoffnung auf ihn aufgeben?

Es ist das Beste, was Sie thun können.

Und Sie? Haben Sie auch auf Regina verzichtet?

Für jetzt, ja!

Haben Sie das Fräulein seitdem nicht gesehen?

Wie sollte ich?

Sie hätten doch einige Entschuldigungen versuchen sollen.

Sie sind fruchtlos, so lange die Mutter da ist. Könnte ich mit Regina allein sprechen. —

Warum versuchen Sie es nicht? Das Fräulein liebt Sie.

Ich weiß es, und dennoch wage ich nicht, vor sie zu treten, ich bin entmuthiget, ermüdet —

Wünschen Sie, daß ich das Fräulein wieder aufsuche?

Wozu die vergebliche Mühe?

Regina erzählte mir, daß sie oft zu dem Musikmeister Mozart komme, bestellen Sie bei diesem eine Composition und Sie haben dann einen Vorwand ihn öfters zu besuchen.

Der Magier faßte diese Idee gierig auf.

Sie haben recht, entgegnete er, ich will's versuchen.

Die Absicht der Gräfin war erreicht.

Sie hatte die Leidenschaft Alessandros wieder aufgestachelt, sie lenkte seine Aufmerksamkeit nach außen hin, und war überzeugt, daß er nun die halb und halb aufgegebene Idee wieder erfassen werde. Sie beschäftigte ihn nach außen, um zu Hause desto ungestörter zu sein.

Der Magier verließ noch an demselben Abende das Haus.

Seraphine befand sich in ihrem Gemache und lauschte jedem Geräusche im andern Flügel des Landhauses.

Als sie Alessandro sich entfernen hörte, jubelte ihr Herz auf, sie hatte erreicht, was sie wünschte.

Ungefähr eine halbe Stunde, nachdem er das Landhaus verlassen, schlich die Gräfin unbemerkt hinüber, öffnete eine Thüre, und befand sich in dem ersten Gemache.

Hier zündete sie das Licht in einer kleinen Laterne an, deren Flügel sie vorsichtig schloß, damit das Licht ihre Anwesenheit nicht verrathe. Nun öffnete sie noch eine Thüre, und befand sich dann in einem Cabinet, in welchem sich das Schreibepult des Magiers befand.

Seraphine gab sich keine Mühe, die Papiere auf diesem Pulte zu durchstöbern, denn hier — das wußte sie — war das, was sie suchte, nicht zu finden.

Sie eilte zu einem Schranke, der in einer Ecke stand, und mit Kleidungsstücken gefüllt war; dieser Schrank, dessen Thüre offen war, hatte innen an seiner oberen Fläche einen schwarzen Punkt, an den sie drückte — wodurch in der Ecke eine Klappe aufsprang.

Es entstand eine kleine Oeffnung, durch welche man in ein verborgenes Fach greifen konnte.

Dies that die Gräfin, und zog aus demselben ein kleines Packet, mit dem sie — nachdem die Klappe wieder geschlossen war — zum Tische eilte, um sich beim Licht der Laterne zu überzeugen, daß die Papiere dieselben seien, welche sie schon einmal bei einer ähnlichen Durchspähung in Händen gehabt.

Sie schlug den Umschlag auseinander, nahm das erste Document und las: „Im Namen des Lichts, der Freiheit und der Brüderlichkeit!“

„Alessandro Todor — jetzt Xenophontis genannt — aufgenommen im heiligen Bunde der Illuminaten am 10. des Wonnemondes im Jahre 5773" u. s. w.

Das zweite Document enthielt eine Abschrift der auch von Alessandro beschwornen „Constitution der Illuminaten."

Ein drittes Document legitimirte ihn als einen Abgesandten von Seite des Großmeisters, um im Interesse des Ordens zu wirken.

Noch einige Documente würdigte sie keiner Durchsicht, sondern schloß das Packet wieder, verbarg es unter ihrem Busentuche, und wollte sich entfernen, da gewahrte sie auf dem Pulte einen Brief, den der Magier erst erhalten haben mußte.

Er war offen — doch ohne Adresse.

Die Gräfin schlug den Brief auseinander und las:

„Bruder Xenophontis!"

„Sei auf der Hut. Die Brüder sind mit Dir sehr unzufrieden. Man legt Dir Vieles zur Last, was ich nicht zu wiederholen brauche — Deine Unvorsichtigkeit könnte dem Orden Gefahr bringen — man hat Bevollmächtigte abgesendet, die Dich überwachen — sei auf der Hut — ich darf nicht mehr verrathen."

Seraphine legte den Brief wieder an die vorige Stelle, verließ das Gemach, und kam mit ihrer Beute unbemerkt in ihr Zimmer.

Sie hatte keine Ruhe, um jeder Gefahr von Seite Alessandro's zu entgehen, — sie raffte, was sie an Kost-

barkeiten besaß, zusammen, und verließ, bevor der Magier noch heimkehrte, durch den Garten das Landhaus.

Sie wußte, daß ihr Verrath dieses Mal den Magier in seinem Lebensnerv verletze; darum wich sie dem Sturme aus, der unbarmherzig über sie losgebrochen wäre, sobald Alessandro nur eine Ahnung von dem Geschehenen hätte.

Meines Bleibens, sagte sie, ist nicht mehr bei ihm — er hat mich bis zum letzten Momente unseres Beisammenseins belogen und mißbraucht; ich will ihm vergelten, was er an mir verschuldet.

Urban Keil gelangte in derselben Nacht in den Besitz der gewünschten Papiere.

Fünfzehntes Capitel.

Die heiligen Drei.

Der Magier langte spät in der Nacht zu Hause an. Er ahnte nicht, was vorgegangen war.

Am andern Tage verließ er wieder das Landhaus, ohne sich um Seraphine zu kümmern —

Die Dienerschaft glaubte, die Dame ruhe noch und Alessandro ging fort, ohne nach der Gräfin zu fragen.

Am Abende kehrte der Graf zurück und erfuhr — was man im Laufe des Tages entdeckt hatte — daß die Dame sich wahrscheinlich zeitlich am Morgen, oder gar in der Nacht aus dem Landhause entfernt habe, und seitdem nicht zurückgekehrt sei.

Bis gegen Mittag hatte man es nicht gewagt, ihr Schlafgemach zu betreten, da sie aber auch da nicht kam, so öffnete man die geschlossene Thüre mit Gewalt, und fand das Cabinet leer.

Der Magier war betroffen — er eilte in die Gemächer der Gräfin, ihre Kleider waren da, aber der Schmuck war fort.

Sie ist entflohen!

Alessandro täuschte sich nicht, er gab sich keine Mühe, sich mit leeren Vermuthungen zu trösten.

Sie ist entflohen, sagte er bei sich, das ist gewiß, aber wohin, warum, was wollte sie durch die Flucht erreichen?

Das waren die Fragen, die er an sich stellte.

Der Zorn des Magiers drohte zu entbrennen — er bezwang sich — er fühlte, daß er in diesem Momente seine ganze Geisteskraft benöthigte, und daß er sich von keiner Leidenschaft zu einem unbedächtigen Schritte verleiten lassen durfte.

Ich war unvorsichtig, murrte er mit sich selbst, ich hätte diese Frau, sobald ich wahrnahm, daß die Leidenschaft ihrer Herr wurde, aus meiner Nähe entfernen sollen, es kam, was nicht ausbleiben konnte. Wohin mag sie nur sein? Zu Lohberg? Er liebt und duldet sie nicht! Und warum floh sie jetzt, gerade jetzt? Sollte sie — ich kann mir ihr Verschwinden in diesem Momente gar nicht enträthseln.

Der Magier war sehr unruhig — seine Besorgniß steigerte sich von Minute zu Minute — da durchzuckt ihn ein Gedanke —

Er eilt in sein Cabinet, und durchmustert die Papiere in seinem Pulte, er findet Alles in Ordnung —

Hier, sagte er, war sie nicht, vielleicht dort — oh, sie kennt den Versteck nicht — wozu also die unnöthige Sorge?

Er wendet seine Gedanken nach einer andern Seite, sie kehren aber immer wieder zu jenem Punkte zurück, wo er

sein Wichtiges, sein Geheimstes, sein Gefährliches verborgen hat.

Gleichsam um sich des drückenden Zweifels zu entledigen, stürzt er zu dem Schranke hin — ein Druck — die Klappe springt auf — er greift in das Fach — er erstarrt — er stößt einen Schrei des Entsetzens aus — das Fach ist leer.

Noch einmal sucht er, es ist umsonst! —

Er stürzt todtenbleich in einen Lehnstuhl, und murmelt: „Jetzt weiß ich Alles!"

Eine Weile lag er da, wie betäubt, wie sinnlos.

Er sah nichts — er hörte nichts — er dachte nichts!

Wozu auch? Er wußte ja Alles!

Das Fehlen dieser Papiere enträthselte ihm, was er früher nicht begriff.

Der Angriff galt dieses Mal nicht dem Manne, nicht dem Magier, sondern dem — Illuminaten!

Der erste Schreck begann zu weichen — Alessandro kam nach und nach zu sich — seine Sinne kehrten wieder, die Gedanken fanden sich ein, wie eine Schar Vögel die der Geier aus ihrem Neste scheucht, und die nach entwichener Gefahr einzeln wieder zurückkehren.

Die Elende will mir ans Leben!

Das waren seine ersten Worte; sie bewiesen, daß er seine Lage durchschaute, Seraphinens Absichten erkannte.

Sie will mich verrathen und ganz vernichten. Ihre Aussöhnung, ihre gestrige Ergebenheit waren blos Verstellung, um mich sicher zu machen, und mir zu entwenden, was mir Verderben bringt, wenn es in die Hände meiner Feinde

geräth. Es ist ihr gelungen — ich war nicht mißtrauisch genug — ich hätte die Elende überwachen sollen, wie einen bösen Feind, ein Mal hat sie ja schon meine Plane vereitelt, ich war also gewarnt, und ließ mich dennoch durch den äußeren Schein täuschen, oh, ich Thor!

Diesem ersten Ausbruche einer ohnmächtigen Wuth folgte eine lange Pause, die der Magier stumm aber in großer Aufregung verbrachte, dann begann er wieder: Ich darf mir's nicht verhehlen, die Gefahr ist im Anzuge, ich bin bedroht von allen Seiten. Wohin ich blicke, stehen Wetter — dort die Unzufriedenheit der Oberen, hier die Justiz, da Cornelius, Keil — ha, welch' ein Gedanke? Keil und Seraphine! Sollten sie sich zu meinem Verderben verbunden haben? Die Gefahr wäre um so größer. Was habe ich nur diesem Weibe gethan, daß es mir so feindlich entgegen tritt? Habe ich die Creatur nicht aus dem Staube zu mir empor gehoben, und ihr ein sorgloses Leben verschafft, voll von Genuß und Freude? Und wie vergilt sie es mir? Glaubt die Thörin, Cornelius hätte sie geliebt, wenn sie Nowaczky auch nicht begünstiget hätte? Was soll ich thun, um mich zu retten? Ich habe keine Zeit zu verlieren. Meine Feinde sind in voller Thätigkeit, ich darf nicht müssig bleiben. Was also beginnen?

Eine Weile vergeht — dann springt er auf — will zum Pulte, und beginnt die Papiere zu ordnen.

Ich muß vertilgen, was gegen mich zeugen könnte, und dann fort aus diesem Landhause — wo möglich fort von Wien!

Das war sein Entschluß.

Die Nacht war vorgeschritten, und der Magier war noch immer mit dem Sichten der Papiere beschäftiget.

Plötzlich ertönte an der Thüre seines Gemaches ein Schlag.

Er horcht.

Noch ein Schlag.

Was ist das?

Ein Dritter.

Sein Blut beginnt zu erstarren.

Ein Vierter, Fünfter, Sechster —

Er zittert — glotzt die Thüre an — und vermag kaum zu athmen.

Ein Siebenter.

Dann bleibts stille.

Der Magier ist entgeistert.

Sie sind's! murmelt er sich erholend, und schwankt zur Thüre, um sie zu öffnen.

Drei Männer — die Gesichter vermummt — treten ein.

Alessandro hat sie kaum erblickt, so schrickt er neuerdings auf.

Die drei Männer bleiben vor dem Magier stehen, und der Mittlere von ihnen sprach mit dumpfer Stimme: „Im Namen der Freiheit, des Lichtes und der Brüderlichkeit!"

Cagliostro stammelte: Ich grüße die Brüder aus dem Orient.

Brüder und Meister! sprach wieder der Erstere.

Der Magier kreuzte seine Hände über die Brust —

Der Sprecher unter den Dreien streckte ihm die Rechte entgegen, an deren Mittelfinger ein breiter schwarzer Ring steckte.

Als der Magier diesen gewahrte, taumelte er zurück und stammelte: Ich bin bereit.

Erkennst Du in uns Deine Richter?

Ja!

Sahst Du das Zeichen, welches uns ermächtiget, über Dich zu Gericht zu sitzen?

Ich sah es.

Unsere Sendung beginnt.

Die Männer ließen sich auf drei Stühle nieder — der Magier blieb gesenkten Hauptes vor ihnen stehen.

Der Sprecher begann: Im Namen des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit! Der Paragraph Dreizehn der Constitution der Illuminaten bestimmt, daß ein Meister und zwei Brüder, wenn sie von einem vollständigen Capitel ausgesendet werden, hinreichen, einen Angeklagten zu richten — in welchem Falle der Meister von dem General-Großmeister den schwarzen Ring erhält, zum Zeichen, daß er und die zwei Brüder absprechen können über Leben und Freiheit des Angeklagten, und daß sie dafür niemals dürfen zur Rechenschaft gezogen, oder von irgend einem Bruder verrathen werden an den weltlichen Arm, und wäre der Verurtheilte auch sein Bruder, sein Sohn oder sein Vater. Zu einem Todesurtheile ist Stimmeneinheit der Dreizahl erforderlich. Hast Du, Bruder Xenophontis, diesen Paragraph beschworen?

Ja! hauchte Alessandro.

So vernimm die Anklage. Du bist beschuldiget des Hochverrathes an dem Orden.

Der Magier ward bleich.

Hochverrath, stotterte er, wo soll ich den begangen haben?

Sechszehnmal hat die Erde ihren Lauf um die Sonne vollendet, seitdem Du eingetreten bist in den heiligen Orden. Du wurdest in dem untersten Grade als Minervale aufgenommen, und erfülltest Deine Pflichten gewissenhafter, als andere junge Männer, welche in dieser Vorbereitungsschule des Lichtordens den Wissenschaften obliegen. Während Andere als untauglich bloß in irgend eine Freimaurerloge gesteckt wurden, worin sie vegetiren, ohne irgend welche Aufschlüsse zu bekommen, erhieltest Du den Rang eines Illuminaten, den Du auch verdientest zum Lohne Deines Fleißes, Deiner Kenntnisse, Deiner Treue. Als solcher wurde Dir das System des heiligen Ordens enthüllt, Du lerntest mehrere Mitglieder und Obere kennen, was Dir früher ein Geheimniß war, so wie Dir jetzt noch die erlauchten höchsten Oberen ein Geheimniß sind. Du hast alle Religionsvorurtheile abgelegt, denn kein Religionär wird in höhere Grade aufgenommen. Jahre vergingen. Der Augenblick der Ehre kam, man vertraute Dir eine Sendung an. Die Länder Kaiser Joseph des Zweiten waren der Schauplatz, den Du erforschen solltest, und deren Stand zur Kenntniß der Obersten zu bringen, war Deine erste Aufgabe. Deine weitere Pflicht gebot Dir, im Interesse des Ordens zu wirken, und zur Verwirklichung seiner Devise beizutragen, damit das Banner des Lichtes, der Freiheit und der Brüderlichkeit in allen Landen zugleich aufgepflanzt werde, an der Seine und

an der Donau, am Rheine, an der Tiber und an der Newa. Du wurdest zu diesem Behufe ausgerüstet mit Macht und mit Geld. Mit Macht, denn hundert Minervalen, zerstreut in den Ländern dieser Monarchie, wurden Dir untergeordnet und als Helfer beigegeben. Mit Geld, denn Du erhieltest Anweisungen auf Summen, die Du jeden Augenblick erheben konntest, und auch erhoben hast. Du hast die Macht und das Geld verwendet, und anfangs eifrig im Interesse des Ordens gewirkt, bald aber änderte sich die Sachlage. Dir genügte das stille Wirken nicht, Du fandest für gut, plötzlich die Rolle Cagliostro's zu übernehmen, Aufsehen zu erregen, und Wien von Dir reden zu machen. Warum Du dies gethan, wissen wir nicht, eine Nothwendigkeit war nicht vorhanden, es sei denn, die Eitelkeit hätte Dich überkommen, mit Deinem Wissen glänzen zu wollen, und die Welt, die betrogen sein will, zu betrügen. Dein Aufwand verschlang Summen, welche Das, was Du für den Orden leistetest, weit überwogen, Du schufest Dir zwar eigene Einnahmsquellen, allein alle diese Quellen verschwanden in dem Kostenstrome Deiner Zauber-Manöver, sie — mit denen Du bei einer zweckmäßigeren Gebahrung, für den Orden Zehnfaches hättest wirken können — wurden aufgezehrt. Deine Eitelkeit hat Dich also zu einem Fehltritte verleitet, der zuerst zur Kenntniß der geheimen Oberen gelangte, und ihr Mißfallen erregte. Was vermagst Du darauf zu erwidern?

Cagliostro athmete tief auf, und antwortete: Ich erkenne als wahr, was die nicht zu läugnenden Thatsachen anbelangt — ich stelle jedoch entschieden in Abrede, daß Eitelkeit das Motiv war, welches mich die Rolle Caglio-

stro's spielen ließ. Ich glaubte meine Sendung ungefährdeter zu vollziehen, wenn ich meine wirklichen Tendenzen hinter dem Zaubermantel verbarg, ich wähnte ergiebigere Einnahmen zu erzielen, und dem heiligen Orden Summen zu ersparen; ich habe, begünstigt durch die Maske des Wundermannes, manches Geheimniß erfahren, welches uns von Nutzen ist, und das mir sonst verborgen geblieben wäre. Dies sind die Gründe, die mich so handeln ließen, wie ich handelte; ich hatte das Beste des Ordens im Auge, und folgte keinem eiteln Gelüste. Wenn ich mich in meinen Berechnungen irrte, so ist dies ein Loos, dem jeder Sterbliche mehr oder weniger ausgesetzt ist, und ich finde es zu strenge, wenn man mir als Hochverrath anrechnet, was ich zum Besten des heiligen Ordens unternommen hatte.

Bis jetzt, begann der frühere Sprecher, war nur von einem Fehltritte, und keinem Hochverrathe die Rede — die Thatsachen, welche diesen belegen, sollen gleich zur Sprache kommen.

Also dennoch? rief Alessandro.

Ja, Bruder Xenophontis, Du bist angeklagt des Hochverrathes, denn Du zwar nicht unmittelbar an dem heiligen Orden begangen, der aber durch Deine Schuld hervorgerufen wurde, und großes Unheil über uns bringen wird. Du wirst bereits von den Verfolgungen gehört haben, welchen unsere Brüder im Baiernlande ausgesetzt sind. Die Illuminaten hatten sich dort im hohen Grade vermehrt und in Ansehen gesetzt, die Maurer, Rosenkreuzer und andere Orden haben nur schwachen Zuwachs erhalten, während unsere Brüder immer mächtiger wurden. Da plötzlich tauchten

aus ihrer Mitte Verräther empor, der Hofkammerrath Utzschneider, der Professor Cosandry. Renner und Grünberger verfaßten geheime Anklagen, und beschworen sie. Den Verfolgungen waren Thür und Thor geöffnet. So wie dort, wird es auch hier zu Lande werden, und zwar durch Deine Schuld —

Durch meine Schuld?

Ja, Verräther! Wisse, die Papiere, welche Dir abhanden gekommen, befinden sich bereits in den Händen des Kaisers.

Alessandro taumelte auf.

Allmächtiger, rief er, wär' es möglich?

Deine Sehergabe war schwach, wenn Du das nicht wußtest: Du siehst, der Orden besitzt noch außer Dir Agenten in Wien, die ihm besser und gewissenhafter dienen. Durch jene bist nicht nur Du bloß gestellt, sondern auch alle jene Minervalen, die in den Provinzen als Deine Helfer zerstreut waren, und deren Namen und Aufenthaltsort dort aufgezeichnet ist. Sie haben von uns bereits die Weisung erhalten, die kaiserlichen Länder schleunigst zu verlassen, damit sie schon lange jenseits der Grenze sind, wenn die Regierungsbefehle, die ihre Freiheit bedrohen, dort anlangen. An diesem Unglücke trägst Du die Schuld — Du hast, uneingedenk Deines Eides, Deinen Leidenschaften Gehör gegeben, und während Du ihnen folgtest, die Sicherheit des Ordens gefährdet. Privatverhältnisse, denen Du hättest aus dem Wege gehen sollen, brachten Dich in unangenehme Conflicte, schufen Dir Feinde, und während Du ausgingst, um mit einem Mädchen, das Du liebst, zusammenzutreffen, wurden Dir zu Hause von einer rachesüchtigen Frau die Papiere gestohlen,

und das Verderben heraufbeschworen. So lautete eine namenlose Zuschrift, die wir heute Morgens erhielten, und deren Richtigkeit sich bei näherer Erkundigung herausstellte. Die Papiere befinden sich bereits in den Händen des Kaisers. Was vermagst Du darauf zu erwidern?

Der Magier hatte die Lippen krampfhaft geschlossen, seine schwarzen Augen waren aus den Höhlen getreten, sein südlicher Teint war fahl. fast aschgrau geworden.

Nach einer Pause: Bruder Xenophontis! Ich frage Dich noch einmal: Was vermagst Du darauf zu erwidern?

Alessandro antwortete nicht, eine Pantomime drückte jedoch eine Verneinung aus. Auf diese Anklage vermochte er nichts zu erwidern.

Der Sprecher wendete sich zu seinem rechten und linken Nebenmanne, und unterredete sich leise mit ihnen.

Dann wendete er sich wieder zu Alessandro:

Dein Schweigen bestätiget die Wahrheit der Anklage. Wurde durch Entwendung der Papiere die Sicherheit des Ordens gefährdet?

Ja! hauchte der Magier.

Wurden die Papiere durch Deine Schuld entwendet?

Ja!

Hast Du Deinen Leidenschaften Gehör gegeben, und das Wohl des Ordens gefährdet?

Ja!

Hast Du dadurch die beschworne Constitution verletzt, Deinen Eid gebrochen?

Alessandro zögerte.

Antworte!

Ja!

Der Sprecher wendete sich wieder zu seinen beiden Mitrichtern, und sprach leise mit ihnen.

Dann sagte er laut: Im Namen des Lichtes, der Freiheit und Brüderlichkeit erkennt Dich die heilige Dreizahl einstimmig für schuldig.

Gnade, Erbarmen! rief Cagliostro, und sank in die Knie.

Bitte nicht, denn Dein Bitten ist vergebens. Eine Gesellschaft, die so weit umfassende, gefährliche Zwecke verfolgt, darf, wo es Verrath gilt, keine Gnade üben, kein Erbarmen fühlen. Du kennst unsere Satzungen: Ein Illuminat muß den Tod sich eher anthun, als die Gesellschaft verrathen," ferner: „Wenn die Natur uns eine allzuschwere Bürde auflegt, so muß der Selbstmord uns davon befreien." Du bist der erbärmlichsten aller Leidenschaften, der Sinnenlust, erlegen, und hast dadurch die Gesellschaft verrathen.

Um des Allmächtigen Willen, rettet Ihr mich — wer seid Ihr — die Ihr mich zu richten kommt —

Wir sind Deine Brüder, sonst nichts. Wir dürfen Dich nicht retten, und ein Anderer kann Dich nicht retten, Du kennst unsere Satzung: „Kein Regent ist im Stande, Denjenigen zu schützen, der uns verräth!" Komm, Bruder, komm!

Um's Himmels Willen! was wollt Ihr mit mir beginnen? Wohin soll ich?

Frage nicht, sondern gehorche. Dein Spiel ist aus.

Die beiden Brüder hingen sich in Alessandros Arm.

Laßt mich — laßt mich —

Verhalte Dich ruhig, und folge uns ohne Aufsehen, sonst erwarten Dich die gräßlichsten Martern.

Der Magier stöhnte — doch wagte er es nicht, an Widerstand zu denken.

Die beiden Vermummten kamen mit ihm auf die Straße.

Da harrte ein geschlossener Wagen.

Alessandro wollte sich loswinden.

Laßt mich — ich will nicht fort — ich will nicht —

Du mußt —

Oh, nur einen Tag gönnt mir, ich will meinen Sohn —

Er schrie auf —

Von rückwärts ward ihm ein dreifach Tuch um den Kopf geworfen —

Der Schrei klang nur dumpf unter der dichten Hülle hervor.

Die Andern hoben ihn trotz seines Sträubens in den Wagen, stiegen ebenfalls ein, und fort ging es im scharfen Trabe durch die Nacht.

Sechszehntes Capitel.

Eine günstige Wendung.

Wo Leidenschaft und verschmitzte Schlechtigkeit sich paaren, dort blieb der Erfolg selten aus. Seraphine und Keil haben es verstanden, den Magier an seiner verwundbaren Stelle zu fassen — Beide hatten nun von dem Manne keine Enthüllungen mehr zu fürchten, was besonders dem ehemaligen Procurator sehr willkommen war, denn nun hatte er auch den jungen Lohberg nicht mehr zu scheuen, und was Gewalt von dessen Seite betraf, so wollte er sich schon dagegen sicher stellen.

Herr Urban Keil machte sich es also in seiner Wohnung wieder bequem, die reisefertigen Koffer wurden wieder ausgeleert, und die Gelder wieder verborgen — er athmete leichter und sorgloser.

Von Cornelius sah und hörte er einige Tage nichts,

der junge Mann war abwesend von Wien, und die Ursache davon war einfach folgende:

Das Unglück des greisen Szekely traf Aurelie sehr schwer — das Fräulein vermochte nicht in Wien zu bleiben und das Fingerdeuten der zahlreichen Bekannten zu ertragen. Sie beschloß, sich zu einer alten Verwandten nach Preßburg zu begeben, und auf diese Reise begleitete sie Cornelius.

Diese Abwesenheit war die Ursache, warum Alessandro — wie wir bereits erwähnten — seinen Sohn nicht fand, als er ihn suchte.

Er verweilte einige Tage in Preßburg in Aureliens Nähe, und kehrte dann zurück, um zu hören, was sein Vater für ihn erwirkt oder vorbereitet habe?

In der Residenz angekommen, begab er sich nach Währing.

Das Landhaus lag in der üppigen Pracht des beginnenden Sommers da.

Schwermuth erfaßte den jungen Mann, als er sich dem Hause näherte, wo er so viele wonnige und schmerzliche Augenblicke verlebt, und so große Täuschung erfahren hatte.

Er trat ein — gleich in der Vorhalle vermißte er die Diener, welche hier gewöhnlich die Besuchenden zu empfangen pflegten — alle Thüren waren verschlossen. —

Ein alter Mann kam über den Hof, Cornelius fragte ihn nach dem Grafen, der Alte lächelte, und sagte: Der ist fort —

Der Graf fort?

Plötzlich — über Nacht, früher die Gräfin — dann er,

wie es bei dergleichen Leuten gewöhnlich zu sein pflegt. Die Nachbarschaft meint zwar, es habe ihn der Teufel geholt, ich glaub' aber an derlei Märchen nicht, und meine, der Herr Graf ist ganz einfach durchgegangen.

Lohberg verließ in stürmischer Aufregung das Landhaus.

Sein Vater war fort, ohne seine Zusage erfüllt zu haben — er hatte ihn wieder getäuscht, und Keil — war er etwa mit dem Magier einverstanden, war er etwa auch fort?

Der junge Mann eilte auf die Wieden in die Wohnung des Procurators.

Zu seinem Erstaunen fand er den alten Bösewicht ruhig in seinem Armsessel.

Herr Keil grüßte den in Hast Eingetretenen freundlich und erwartete, ohne sich von seinem Sitze zu erheben, dessen Anrede.

Diese Ruhe des Alten imponirte dem jungen Manne, er wußte nicht, was er denken sollte.

Herr Keil, begann er endlich mit düsterem Ernste, ich komme Sie zu fragen, wo sich der Graf Cagliostro befindet?

Der Procurator antwortete: So weit ich mich erinnere, glaube ich gelesen zu haben, daß er jetzt in London ist. Er begab sich nämlich von Paris, nachdem er aus der Bastille entlassen wurde, nach England.

Sie scherzen, ich spreche von jenem Manne, der sich hier unter diesem Namen aufhielt.

Ah, Sie meinen Alessandro Todor, Ihren Vater? Was kümmere ich mich um diesen.

Sie haben sich aber vor Kurzem noch sehr um ihn gekümmert.

Die Zeiten ändern sich. Was war, ist nicht jetzt.

Herr Keil!

Herr Lohberg!

Sie vergessen, wen Sie vor sich haben?

Einen jungen Herrn, der sich Cornelius Lohberg nennt, und von dem ich hoffe, daß er mich nicht weiter belästigen wird.

Der Sohn des Magiers fuhr auf.

Welche Sprache, dachte er, was ist hier vorgegangen, daß dieser Mensch es wagt, mir gegenüber eine solche Sprache zu führen.

Sie wissen also nicht, wo sich Alessandro befindet?

Nein!

Ich werde also wieder mit Ihnen sprechen.

Thun Sie das, versetzte Keil, und machte sich zurecht, so wie Jemand, der sich bereit hält, seinen Gegner zu empfangen.

Ich werde von Ihnen Rechenschaft fordern.

Worüber?

Fragen Sie nicht, denn Ihre Impertinenz reizt meinen Zorn.

Was liegt mir an Ihrem Zorn? Ich fürchte ihn gottlob nicht mehr. Ich kenne Sie nicht, ich weiß nichts von Ihnen. Haben Sie von mir etwas zu fordern, so wenden Sie sich an die Gerichte, belegen Sie Ihre Anklage mit Documenten, und Sie werden Recht erhalten, können Sie dieß

nicht, dann geben Sie Ihre Pläne auf, und lassen Sie mich in Ruhe. Sollte es Ihnen gelüsten, mir Gewalt anthun zu wollen, so wie neulich so diene Ihnen zur Kenntniß, daß ich mich dagegen vorgesehen habe.

Cornelius sah den Schurken starr an, er traute seinen Ohren nicht.

Welche Frechheit, rief er, Sie wagen zu trotzen, zu läugnen, Alles zu läugnen. Haben Sie vergessen, daß Zeugen da sind, welche Ihr Gespräch mit Alessandro behorcht, welche Ihre Flucht im Vereine mit mir verhindert haben.

Meine Flucht? Ich wollte nicht fliehen, sondern Alessandro wollte mich entführen, weil er fürchtete, daß ich Ihnen die Anwesenheit Ihres Vaters verrathen würde.

Schändlicher, welch eine neue Lüge.

Ich lüge nicht. Beweisen Sie mir, daß ich lüge.

In dem Kopfe des jungen Mannes wirbelte es wie ein Mühlrad, ihm schwindelte vor der listigen Bosheit dieses Menschen, der sich hinter einer dreifachen Verpallisadirung von Lügen so verschanzte, daß jeder Angriff ohne das schwere Geschütz von schriftlichen Documenten vergeblich war.

Dem Procurator entging die Wirkung seines Manövers nicht, er glaubte den Augenblick gekommen, wo der verblüffte Feind sich zu einem Ausgleiche bewegen lassen werde.

Herr Lohberg, begann er, lassen Sie uns wie Männer von Erfahrung und Verstand mit einander sprechen. Die Vergangenheit liegt hinter uns — sie ist mit dem Schleier einer langen Reihe von Jahren bedeckt, und wer diesen

Schleier zu lüften versuchte, würde sich in eine Staubwolke hüllen, ohne daß es ihm gelänge, seine Zwecke zu erreichen. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken, daß Geschehenes sich nicht ungeschehen machen läßt, und daß man ohne vollgültige Beweise nicht processiren kann. Sie treffen mich heute anders als neulich, staunen Sie nicht darüber, ich bin Herr der Verhältnisse geworden, während ich neulich noch ihr Sklave war. Gestehen Sie sich's offen, Sie können mir im Wege des Rechtes nichts anhaben, und einen Anderen werden Sie nicht betreten. Wir wollen also in Güte mit einander verkehren. Sie sind durch Verhältnisse um das Vermögen Ihres Großvaters gekommen, wenn Sie klug sind, sollen Sie bald im Besitze einer noch größeren Summe sein. Sie sind ein junger hübscher Mann, ich kenne eine reizende Dame, die Ihrer in heftiger Liebe gedenkt und des Augenblickes harrt, wo Sie zu ihr zurück kehren würden.

Cornelius horchte. Der Weg, den der Procurator jetzt einschlug, war ihm noch überraschender, als sein früheres Benehmen, er wollte ihn jedoch ganz aussprechen lassen, um zu hören, wohinaus er eigentlich zu streben gedenke.

Da er Herrn Keil nicht unterbrach, so fuhr dieser fort: Ich halte Sie für klug genug, um ein solches Glück nicht von sich zu weisen. Die Gräfin von Santa Croce ist eine reizende Dame —

Die Gräfin von Santa Croce! rief Lohberg.

Sie kennen die liebenswürdige Dame, Sie wissen —

Schweig, Elender, meine Geduld ist erschöpft, kein Laut von diesem schändlichen Antrage komme mehr über Deine

Zunge — die Gräfin also ist Deine Genossin, ich fange an, die Wahrheit zu durchschauen, Ihr habt Euch verbündet — jene, um mich zu besitzen, Du, um mich neuerdings zu hintergehen. Und der Graf — Alessandro — wo ist Alessandro — Ihr müßt es wissen —

Sie rasen, mein Herr, die Gräfin hat das Landhaus früher verlassen wie Alessandro, sie that es um Ihretwillen, weil ihre heftige Liebe zu Ihnen sie in der Nähe jenes Mannes, den Sie Vater nennen, nicht mehr duldete. Sie weiß eben so wenig als ich, wohin der Magier gekommen.

Die Angabe des Procurators stimmte mit der Auskunft überein, die er von dem alten Manne im Landhause erhalten. Auch dieser hatte ihm gesagt, daß die Gräfin sich früher entfernt habe, Cornelius hatte also keine Ursache, daran zu zweifeln; wie sollte er aber in dieser Dunkelheit Licht erhalten? Wie aus dieser Verwirrung sich herausfinden?

Sie läugnen also Ihr Einverständniß mit der Gräfin? fragte er.

Was nennen Sie ein Einverständniß? Ich habe die Gräfin einige Male gesehen und ein Mal gesprochen.

Ich weiß genug. Sagen Sie der Dame, daß ich mich ihr nie mehr nähern werde, daß ich bereue, mich ihr genähert zu haben. Sie hat mich einst um Schutz angefleht, als ob Damen ihres Gleichen noch eines Schutzes bedürften! Ich war ein Thor, daß ich ihr damals glaubte. Jetzt ist Alles vorüber, der Schleier ist fort, ich sehe klar. Ich hoff

daß sie noch Schamgefühl genug besitzt, und daß sie mich nicht zwingen wird, ihre Anträge abermals zurück zu weisen. Und Sie, mein Herr, mit Ihnen werde ich noch weiter sprechen. Wähnen Sie nicht, daß ich Versprechen, die ich meiner unglücklichen Mutter auf dem Todtenbette leistete, so leicht vergesse oder unerfüllt lasse.

Der junge Mann eilte fort.

Sollte sein Vater aus eigenem Antriebe Wien verlassen haben? Oder sollte er, von einer Gefahr bedroht, dazu gezwungen worden sein? Seraphine und Keil waren jetzt verbündet, sollte Alessandro dabei im Spiele sein? Oder entfernte sich der Vater, um ihm — dem Sohne — aus dem Weg zu gehen?

Diese und noch viele andere Fragen warfen sich dem Sohne des Magiers auf, ohne daß er sie zu beantworten vermochte.

Er eilte noch ein Mal nach Währing, hoffend, doch etwas Näheres zu erfahren. Er forschte nach der Dienerschaft, diese hatte sich in der Stadt zerstreut, wo sollte er sie suchen?

Der Tag verstrich unter Handeln und Denken — aber jede Mühe war vergeudet, er fand keine Spur, die ihm irgend eine Aufklärung verschafft hätte.

So nahte die Nacht.

Lohberg langte ermüdet in seiner Wohnung an, er wollte eben zur Ruhe gehen, als ein Pochen an seiner Thüre noch einen Besuch ankündigte.

Vielleicht ist Er es, dachte er und eilte, die Thüre zu öffnen.

Ein fremder Mann, das Gesicht vermummt, trat ein.

Der junge Mann war betroffen.

Sind Sie, Herr Cornelius Lohberg?

Ich bin es, mein Herr.

Kannten Sie einen Mann, Namens Alessandro Todor?

Ja! hauchte Cornelius.

Ich bin beauftragt, Ihnen dieses Packet zu übergeben.

Von ihm? Wo ist er?

Sie werden die Auskunft in einem Schreiben finden, welches in diesem Packete liegt.

Und Sie, mein Herr, warum sendet er Sie? Warum kam er nicht selbst?

Ich ersuche Sie, keine Fragen an mich zu richten, denn ich kann sie Ihnen nicht beantworten. Geben Sie mir zu meiner Legitimation einen Schein über den richtigen Empfang dieses Packetes, und bemerken Sie darin ausdrücklich, daß dasselbe — wie Sie sich überzeugen können — mit dem Siegel Todors geschlossen war.

Cornelius fertigte den verlangten Schein aus, da er auf alle ferneren Fragen keine Antwort erhielt, so gab er sich weiter keine Mühe und der geheimnißvolle, Vermummte verließ das Gemach.

Der junge Mann öffnete das Packet.

Es enthielt Schriften.

Obenauf lag ein ungesiegelter Brief, mit der Adresse:

„An meinen Sohn Cornelius.“

Lohberg las:

„Ich fühle, daß ich die Aufgabe, welche ich mir gesetzt, nicht zu lösen im Stande bin. Ich habe mich eine Höhe hinangerungen, von wo aus ich nicht mehr weiter kann, und auf welcher ich mich auch nicht weiter zu behaupten vermag. Ein unausbleiblicher Sturz grinst mich an, — diesem entgehe ich, indem ich freiwillig einem Leben entsage, welches mir von nun an nur Schande und Schmach bieten würde. Mein Sohn! Wenn Du die Zeilen liesest, bin ich nicht mehr unter den Lebenden — ich nehme von Dir schriftlichen Abschied, weil ich Dich in den letzten Tagen vergebens in Wien gesucht habe. Ich habe Dir und Deiner Mutter viele trübe Stunden bereitet; in dem Augenblicke, wo man auf der Grenze zwischen hier und dort steht, beginnt man dergleichen erst recht zu fühlen. Ich bereue, was ich gethan, verzeihe mir! Beiliegend findest Du Documente, welche Dich als meinen Sohn legitimiren, und den Betrug des Procurator Keil beweisen. Die drei, damals von ihm eigenhändig geschriebenen Briefe werden Dir gute Dienste leisten. Ich halte, mein Dir gegebenes Versprechen, es ist wenig, was ich für Dich thun kann, mein Geschick hat es jedoch nicht anders gewollt. Ich sterbe, weil ich muß; die bittere Nothwendigkeit erheischt es und ich gehorche. Meine Leidenschaften von ehedem und jetzt tragen Schuld an meinem Mißgeschicke, meine alte Schuld rächte sich. —

Auch Du, mein Sohn, bist — ohne daß Du es wußtest oder wolltest — zum Theil Ursache an meinem Falle. So kreuzen sich oft die Fäden, welche die Parzen spinnen und kein Mensch weiß in Voraus, wohin sie auslaufen. Lebe wohl, Cornelius, ich setze Dich in die Lage, Dein Versprechen, welches Du der Mutter gegeben, zu erfüllen — räche sie, mein Sohn, denn indem Du dieß thust, rächst Du auch mich. Lebe wohl, recht wohl, denke an Deinen unglücklichen Vater, der seinem Geschicke unterliegt, unterliegen muß."

„Alessandro Todor."

Cornelius hielt die Zeilen in der zitternden Hand — seine Augen begannen sich zu nässen, und bald perlten Thränen über seine Wangen.

Der Unglückliche, klagte er, er war muthig genug, die gefährliche Höhe zu ersteigen, aber ihm fehlte der Muth, den Fall zu ertragen. Sein Leben war kein beneidenswerthes; könnte ich sühnen, was er verschuldet, ich würde ihm die Strafe jenseits erleichtern, aber drüben muß Jeder selbst seine Last tragen; ich kann nichts, als ihn bedauern, daß er die Irrpfade gegangen, die ihn zu einem solchen Ende führten.

Der junge Mann durchsuchte jetzt die übrigen Papiere im Packete, und durchlas sie mit Aufmerksamkeit.

Dank Dir, mein Vater, rief er, beim letzten Documente angelangt, Du hast mir einen großen Dienst erwiesen — diese Papiere werden mir Gerechtigkeit ver-

schaffen. Der Elende ahnt nicht, daß ich sie besitze, sein heutiges Benehmen zeigt mir es deutlich; der Schlag wird ihn also um so unvorbereiteter treffen.

Der Augenblick ist gekommen — jetzt geh' ich zum Kaiser!

Siebzehntes Capitel.

Fernere Begebenheiten.

Die „Freimüthigen Bemerkungen über das Verbrechen und die Strafe des Garde-Obristlieutenants Szekely“ waren erschienen.

Das Schicksal des greisen Mannes hatte im Publikum eine unendliche Theilnahme erregt — er wurde allgemein bedauert und das Urtheil als viel zu strenge angesehen. Man erblickte in dem Greise einen Verführten, der die Schmach — zu welcher er verurtheilt war — nicht verdiente.

Nun erschien das Wucherersche Pamphlet, eine — wenn auch ungeschickte — Vertheidigung jenes Mannes, den die allgemeine Stimme ohnedem bedauerte; man kann sich also vorstellen, welch einen günstigen Boden es fand.

Aber nicht allein der Stoff, sondern auch die Behandlung trug das Ihre dazu bei, dieses Libell zu dem berüch-

tigtesten seiner Zeit zu gestalten; die Angriffe waren offen, und überstiegen alle Grenzen der Ehrfurcht gegen den Monarchen. Das Aufsehen, welches die Brochüre erregte, war ungeheuer — Wucherer veranstaltete sechs Auflagen rasch nach einander, Schmidt und Steinsberg druckten sie nach, und verkauften bei 4000 Exemplare. Die kaiserliche Aenderung des richterlichen Spruches wurde in dem Libell als Act der Willkür, der Laune und der Tyrannei dargestellt, die geheimen Gesellschaften wurden darin aufgestachelt, die Beamten gegen das Militär gehetzt.

Die Censurkommission legte die Brochüre dem Monarchen vor, und er erlaubte den öffentlichen Verkauf, „weil sie nur seine Person anbelange.“

So groß wie das Aufsehen, war auch der Erfolg. Es ist unstreitig, daß durch den Szekely'schen Fall die Agitation gegen den Kaiser einen neuen verstärkten Impuls erhielt, die Wirkung muß auch eine gewaltige gewesen sein, denn der Kaiser — welcher der öffentlichen Meinung selten Concessionen machte, ordnete die Freilassung Szekelys an*).

---

*) Die Erwähnung des letzteren Umstandes fanden wir in dem, im Jahre 1789 ohne Angabe des Druckortes erschienenen Buche: „Geheime Geschichten des Berliner Hofes, oder Briefe eines reisenden Franzosen, geschrieben in den Jahren 1786 und 1787.“ Dieser reisende Franzose aber war ein Preuße, und eine sehr angesehene und sehr eingeweihte Person. Er findet es auffallend, daß der Kaiser das Pamphlet (über Szekely) erlaubt habe. **Das,** fährt er dann fort, **ist noch nichts im Vergleiche der launischen An-**

Während das Werk so viel Aufsehen erregte, war sein Verfasser plötzlich aus Wien verschwunden, Graf Cagliostro war fort, und man wußte nicht, wohin er gekommen sei.

Die Einen behaupteten, er sei auf Befehl des Kaisers heimlich über die Grenze gebracht worden, die Anderen sagten, er habe sich selbst aus dem Staube gemacht, und die Dritten blieben starr und fest dabei, der Teufel habe ihn geholt.

So wie Alles, sei es im Augenblicke noch so interessant, im Strome des Residenzlebens in Kurzem untergeht, um irgend einen neuen Stoff an die Oberfläche zu schwemmen, so war es auch mit dem Abenteurer, der unter dem Namen „Cagliostro" viel von sich reden machte. Wochen reichten hin, ihn vergessen zu machen, noch einige Zeit, und nur jene dachten an ihn, die mit ihm in naher Berührung gestanden hatten.

So kam der Hochsommer heran, mit seiner Glühhitze, seinem Staube, und seiner Unerträglichkeit.

Wien hatte sich geleert, die vornehme und reiche Welt befand sich außerhalb den Linien; die Geschäfts- und Gewerbe-Welt, an den Ort gebunden, war träge und matt.

Ein heißer Morgen ist herangebrochen.

Ein großer, dicker Mann geht traurig und niedergeschlagen über den Stephansplatz.

---

wandlung durch welche drei Tage darauf der unglückliche Szekely des Verhaftes entlassen ward, da ihn vorher alle Vorstellungen nicht hatten retten können.

Vor Benko's Caffeehaus angelangt, läßt er sich auf einen Stuhl nieder, und verlangt eine Schale „Weißen."

Nach einer Weile kommt wieder ein Mann und begehrt ebenfalls ein Frühstück.

Die beiden Herren sahen sich an, musterten sich, und machten Mienen dazu, als ob sie sagen wollten: „Dich soll ich kennen!"

Plötzlich ruft der große Dicke: Wenn ich nicht irre, so kenne ich Sie!

Auch ich glaube Sie zu kennen.

Sie sind Herr Götz.

Und Sie der Visitator, Herr Bacciochi!

Ja, versetzte der Rosenkreuzer traurig, ich bin es.

Wir haben uns lange nicht gesehen —

Fast an vier Monate.

Wie geht es Ihnen immer?

Danke, muß schon gut sein!

Der Mann von der Hauptmauth sprach diese Worte mit einem Jammertone, der himmelweit von jener Freudigkeit abstach, mit der er einst rief: „Vivat societas Rosae crucianorum!"

Wie befinden Sie sich? fragte er den ehemaligen Laboranten des Baron Liebenstein.

Dieser wurde etwas verlegen, und erwiederte: Ich befinde mich so, so —

Nicht am besten? Wie kommt das? Sie hatten damals mit dem Goldsalz ein gutes Geschäft gemacht.

Das Geschäft war nicht übel, aber —

Nun, haben Sie Unglück gehabt?

Mit meiner Frau!

Ei so? Ist sie erkrankt, oder vielleicht gar gestorben?

Wär' sie es, rief Götz, ich säße jetzt nicht im Pfeffer.

Sie lebt also —

Ja, und zwar mit einem Füselier —

Was Sie sagen! —

Ja, Herr Zöllner, Sabine ist durchgegangen mit einem desertirten Soldaten.

Ei, ei, das hübsche Frauchen. Schade um sie.

Den Teufel auch! Um sie thut es mir nicht leid, aber mein Geld beklage ich.

Ihr Geld?

Ei freilich — die Hexe hat mein ganzes Geld mitgenommen —

Wie gewonnen so zerronnen! dachte der Mauthbeamte.

Ich bitte Sie, Herr Zöllner, diese Schande! Eine Preußin geht mit einem gemeinen österreichischen Soldaten durch — eine verheiratete Frau —

Es ist gewissenlos —

Wenn sie schon meine Ehre nicht respectirt, so hätte sie wenigstens die Ehre ihres Vaterlandes respectiren sollen.

Was werden Sie jetzt beginnen?

Ich habe schon begonnen — ich bin Komödienspieler geworden —

Nicht möglich!

Kommen Sie heute in die Bude auf dem Mehlmarkte, und überzeugen Sie sich.

Was spielen Sie dort, Tyrannen oder Bösewichter?

Beides zugleich. Heute das Eine, morgen das Andere; der Director meinte, diese Gattung sage mir am besten zu.

Gratulire —

Danke, Sie werden doch kommen?

Sobald ich nur Zeit habe und die Lust verspüre in die Kreuzerkomödie zu gehen, so gehe ich auf den Mehlmarkt, dessen seien Sie versichert.

Herr Zöllner!

Was wünschen Sie?

Ich habe eine Bitte.

Bacciochi begann zu ahnen.

Der neue Kreuzerkomödiant fuhr fort: Sie werden meine Bitte nicht ungütig nehmen, denn im Grunde genommen, sind Sie Schuld an meinem Unglücke.

Herr Götz!

Ich philosophire so: Wären Sie und Ihre Freunde nicht gewesen, so hätte ich das Geheimniß nicht verrathen und kein Geld bekommen; ich hätte kein Geld gehabt, so wäre meine Frau nicht mit einem Soldaten desertirt; hätte ich das Geheimniß nicht verrathen, so wäre ich noch Laborant beim Baron Liebenstein; Sie sind also Schuld, daß ich meinen Herrn verrathen und meine Gattin verloren habe, ich ersuche Sie daher, zahlen Sie mein Frühstück.

Der Visitator von der Hauptmauth schüttelte den Kopf, und entgegnete: Ihre Philosophie riecht zwar bedeutend preußisch, ich will es indessen mit der Logik nicht so genau nehmen und Ihren „Weißen" bezahlen.

Jetzt vernahm man von dem Graben herüber Kettengerassel.

Was ist das für eine Musik? fragte Götz.

Es sind die Gassenkehrer-Sträflinge, die dieses Geschäft verrichten müssen, Verbrecher, die zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt sind. Die Gesellschaft, welche die Straßenreinigung gepachtet hat, läßt dies theils durch Taglöhner, theils aber durch Sträflinge verrichten, für welch Letztere sie der Polizei ein kleines Pauschale bezahlt. Sie werden jetzt den Stephansplatz kehren; wir wollen sehen, ob sich einige vornehme Herren darunter befinden.

Wie? müssen vornehme Herren auch die Straßen säubern?

Jetzt ist es so. Unter der seligen Kaiserin hat man die Verbrecher von Stand und Namen ganz einfach in eine Festung gesperrt, dort büßten sie einsam und verborgen ihre Schuld. Kaiser Joseph will bei Verbrechern keinen Unterschied der Stände dulden — er führte das Gassenkehren ein, und wer zur öffentlichen Arbeit verurtheilt wird, muß es thun, wes Standes er früher auch gewesen sein mag. Anfangs machte die Geschichte viel Aufsehen, das Publikum strömte herbei, um diesen oder jenen vornehmen Herrn mit dem Besen in der Hand auf öffentlichem

Platze anzugaffen, gegenwärtig ist die Sache schon alt, und man läßt die armen Leute ruhig ihre Strafe leiden. Auch die Verurtheilten sind schon viel gleichgiltiger geworden; wir haben einen Mann, der heute die Gasse kehrte, und morgen, da seine Strafzeit abgebüßt war, ein Caffeehaus errichtete, welches jetzt mehr besucht wird, als alle anderen Caffeehäuser in Wien, der Mann hat also sein Glück dem Gassenkehren zu verdanken. In der ersten Zeit der Einführung dieser Strafen mußten auch die liederlichen Mädchen aus dem Zuchthause, mit dem Besen in der Hand kommen; allein es gab dabei immer Scandal, die Dirnen trieben es zu arg, weshalb sie nicht mehr öffentlich erscheinen dürfen, man verwendet sie zu anderen Arbeiten, sie waschen für das Krankenhaus, spinnen u. s. w.

Während dieser Mittheilung des Visitators, der zwar seine Rosenkreuzerische Glaubensseligkeit, aber nicht seine Redseligkeit verloren hatte, waren die Sträflinge auf dem Platze angelangt.

Es war ein Haufe von ungefähr zwanzig Männern von einigen Polizeisoldaten überwacht.

Die Sträflinge waren in grobes, braunes Tuch gekleidet, die Köpfe geschoren, Hände und Füße mit Ketten belastet. Jeder von ihnen trug einen Besen.

Die öffentliche Arbeit begann.

Nun, fragte der Kreuzerkomödiant nach einer Weile, kennen Sie Niemanden unter den Sträflingen?

B a c c i o c h i durchmusterte die Physiognomien, plötzlich schauderte er zusammen.

Er klopfte dem Aufwärter, und verlangte zu zahlen.

Sie gehen schon? fragte Götz.

Ja, antwortete Visitator, ich muß in's Amt.

Er warf dem Aufwärter das Geld hin, und eilte, von einem unheimlichen Gefühle durchfröstelt, fort, ohne sich mehr nach den Sträflingen umzusehen.

Mir däucht, murmelte Götz, den überläuft eine Gans-haut, er muß einen Bekannten darunter getroffen haben, es ist eine verteufelte Geschichte um einen solchen Anblick.

Die Gassenkehrer fuhren in ihrer Arbeit fort, dabei rasselten die Ketten, Einige von ihnen unterhielten sich bunt und ungeniert mit einander, Andere hatten den Kopf zu Boden gesenkt, daß die Vorübergehenden nicht ihr Gesicht sehen konnten.

Einzelne Spaziergänger blieben neugierig stehen, Andere musterten die Gassenkehrer nur im Vorübergehen.

Ein Herr und eine Dame kamen die Kärnthnerstraße herauf.

Beide waren jung und hübsch, und sehr anständig gekleidet, hinter ihnen ging ein sehr großer Hund, dessen Name Sultan war.

Der Herr und die Dame waren Mann und Frau — Beide sprachen sehr zärtlich mit einander, ein Beweis, daß sie noch nicht lange vermählt waren.

Du bist also für blaue Stoffe eingenommen? fragte die Frau eben.

Du kennst meine Lieblingsfarbe, göttliche Racine.

Nennst Du mich schon wieder Racine? —

Verzeihe, denn ich bin an diesen Namen gewöhnt, und Du weißt, wenn ich einmal an etwas gewohnt bin, so — kusch, Sultan, ah so — es bleibt beim Blauen, es kleidet Dich prächtig, Du weißt gar nicht, wie liebenswürdig Du bist, wenn Du in blauer Seide steckst.

Also nur, wenn ich in blauer Seide stecke?

Wer hat „Nur" gesagt? Von einem „Nur" war keine Rede, göttliche Racine, ah so — kusch — Justine wollt' ich sagen — verdammt! das wird wieder Mühe kosten, bis ich diese französische Wurzel ausreiße, doch siehe da, die Gassenkehrer, wir müssen an ihnen vorüber.

Das junge Ehepaar hielt auf dem Platze ein wenig an.

Kusch, Sultan! rief Wendelin dem Bullenbeißer zu, der Miene machte, mit den Sträflingen anzubinden.

In diesem Momente gingen an unseren Bekannten zwei junge Herren vorüber, und der Blondin hörte den Einen sagen: Sieh nur, der Rath Cetto ist auch darunter!

Seine arme Frau! erwiederte der Andere.

Hörst Du, Justine, der Rath Cetto ist auch darunter! lispelte der Gatte der ehemaligen Kammerjungfer zu. —

Plötzlich verstummte er.

Was hast Du, mein Lieber?

Um Gotteswillen, da ist er.

Wer denn?

Mein ehemaliger Nachbar, Herr Urban Keil.

Ah, ah!

Der Corneli hat ihn geklagt, und jetzt — jetzt kehrt er schon.

Der Arme!

Ei was, warum arm? Er hat's verdient, hundet Mal verdient — aber am Ende thut Einem doch das Herz weh, wenn man so einen alten Mann mit dem Besen in der zitternden Hand erblickt.

Heilige Mutter! stammelte jetzt die junge Frau.

Was hast Du?

Dort der junge Mann —

Ich seh' ihn.

Erkennst Du ihn nicht — es ist der junge Graf Nowaczky.

Gott im Himmel, der junge Cavalier — mit Ketten belastet — öffentlich — komm, Sultan — Racine, Justine wollt' ich sagen, komm, es kehrt mir das Herz im Leibe um, ich kann den Anblick nicht ertragen.

Oh, mein Gott, welch ein erschütternder Anblick!

Das junge Paar eilte fort — Sultan hinten drein — Wendelin wagte es nicht mehr, zurückzuschauen, sondern rief mehrere Male fast ängstlich: Kusch, Sultan, kusch! —

Die Sträflinge hatten indessen den Platz hinab gesäubert, und befanden sich an der Ecke des erzbischöfli-

chen Palais. Der junge Graf Nowaczky — er war wegen Verfertigung falscher Banknoten zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt — schritt stolz unter ihnen einher, und sah die gaffenden Zuschauer mit zorniger Keckheit an.

Jetzt entsteht unter dem Publikum eine Bewegung.

Ueber den Platz von Graben herunter rasselt ein offener Wagen — die Menge weicht ehrerbietig zurück, die Hüte fliegen von Köpfen — es ist der Kaiser, der eben in den Augarten fährt.

Das Gefährte muß kaum zwanzig Schritte entfernt an den Sträflingen fort.

Der junge Graf sieht es — wartet den Moment ab, in welchem der Wagen in seiner Nähe ist, tritt dann vor, stellt sich kerzengerade in Positur, hält den Besen in der Rechten, so wie ein Soldat das Gewehr, und im Momente, als der offene Wagen ihm am nächsten ist, präsentirt er mit soldatischem Anstande den Besen.

Auf den Gesichtern der Umstehenden liest man tiefe Entrüstung über diese große Frechheit — der Wagen ist fort — der unglückliche junge Mann sieht ihm hohnlächelnd nach. —

Am nächsten Tage erzählte man schon in der Stadt, der junge Graf Nowaczky sei wegen der erwähnten Handlung auf den Schiffszug gekommen — und wieder einige Tage später vernahm man, der Kaiser habe den würdigen Grafen Nowaczky — den Vater des

Sträflings — zur kaiserlichen Tafel gezogen, zum Beweise, daß er wohl die Schuldigen strafe, aber den würdigen Angehörigen derselben nicht grolle, und um der vorurtheilsvollen Welt zu zeigen, daß in seinen Augen nicht der Name, sondern die Handlung entehre.



Achtzehntes Capitel.

Schluß.

Sobald die Hauptpersonen vom Schauplatze abgetreten sind, dann ist auch für die Andern Zeit, sich zurückzuziehen. Ohne die Spannfeder, welche jene besitzen, flößen diese kein Interesse ein — sie sind nur Straffage; wenn die Hauptfiguren erlöschen, stehen sie reizlos da. Dem Autor bleibt daher in solchem Falle nichts übrig, als das Ende des Gemäldes rasch herbei zu führen, und dieß wollen auch wir thun.

Cornelius Lohberg hatte seinen Vater gefunden, um ihn wieder zu verlieren. Das Finden war für den Sohn ein trauriges — aber der Dienst, den ihm Alessandro noch vor dem Tode leistete — söhnte ihn mit dem Manne aus, der seine Mutter elend gemacht und auch sein Leben verbitterte. Die Klage gegen Urban Keil hatte, wie wir sahen, den günstigsten Erfolg — die Betrügereien des

ehemaligen Procurators kamen nun ans Tageslicht, er wanderte ins Zuchthaus, aus seinem Vermögen wurden die Betroffenen, in so ferne sie ihre Forderungen, so wie Lohberg erweisen konnten, entschädiget, der Rest fiel in die Armencasse,

Das Herzensverhältniß zwischen Cornelius und Aurelie knüpfte sich immer fester, der junge Mann überließ sich ganz seiner ursprünglichen Neigung, und wendete sich nach einer kurzen Verirrung wieder der Jungfrau zu, die allein bestimmt war, mit ihm durch dieses Leben zu pilgern, und Lust und Leid mit ihm zu theilen bis an's Ende der Tage.

Die Vermälung des jungen Paares fand noch im Herbste desselben Jahres statt.

Da der greise Szekely sich nach seiner Freilassung nach einem einsamen Schlosse im tiefen Ungarn zurückgezogen hatte, so wohnte die Braut, nachdem sie von Preßburg zurückgekehrt war, bei einer bekannten Bürgersfrau gegenüber der Maria-Trost-Kirche, in der Vorstadt St. Ulrich, wo sich schon damals viele recht nette Häuser, darunter auch Gartenhäuser, befanden. Eines davon hatte Cornelius gekauft, und dort sollte das Vermälungsfest in einem kleinen Kreise von Bekannten und Verwandten gefeiert werden.

Der Tag war ein heiterer Herbsttag, die Sonne brach eben durch die aufsteigenden Nebel, und vergoldete Bäume und Früchte — da versammelten sich die Hochzeitsgäste in Lohbergs Haus, die Braut mit den Ihren war schon da,

und auch die geladenen Freunde des Bräutigams fanden sich ein.

Herr Wendelin Taub mit seiner Gattin, Beide sehr stattlich herausgeputzt, langten eben an.

Cornelius empfängt ihn, den treuen Freund, sehr warm, und umarmt ihn gerührt. Fräulein Aurelie umarmt Justine, die Frauen kennen sich schon, sie wurden im Laufe des Sommers mit einander bekannt.

Der Empfang war kaum vorüber, so blickte Cornelius seinen Freund lächelnd an, und sagte: Mein Lieber, daß Du und Deine Gattin meinem Hochzeitsfeste beiwohnst, ist ganz natürlich, daß Du aber auch Deinen Hund mitgebracht hast —

Was? Sultan? schrie der Blondin, machte einen Sprung zurück, und sah wirklich den Bullenbeißer hinter sich.

Verdammte Bestie, fuhr er zornig fort, wie kommst du daher? Ich habe den Köter im Hofe eingesperrt, und er hat sicher über den Zaun gesetzt, das Vieh ist zu groß. Was hast du da zu suchen, Bestie? Marsch nach Hause, hier ist keine Hetze, sondern eine Hochzeit —

Lieber Wendelin, Du solltest den Hund an die Kette legen.

Meinen Sultan an die Kette? Nie, nie! Nicht wahr, göttliche Racine, ah so, Justine wollt' ich sagen — kusch, Sultan, mach mir hier keinen Scandal, so wie damals — nicht wahr, es ist ein braves Thier, treu, wie sein Herr —

Die ehemalige Kammerjungfer entgegnete schelmisch: Was Deine Treue anbelangt, so wollen wir den preußischen Schleier nicht lüften, übrigens mach' daß der Hund hier irgendwo eingeschlossen wird, sonst rennt er uns in die Kirche nach —

Das soll er bleiben lassen. Bruder Corneli, komm, laß Dich noch ein Mal umarmen, bevor Du Gatte wirst — kusch, verteufeltes Vieh — Du wirst glücklich sein, so wie ich es bin, meine Racine, das heißt, die Justine ist ein Engel, Deine Frau ist zwar nicht zigeunerfarbig, aber sie ist dennoch reizend, und, was die Hauptsache ist, sie liebt Dich. Wenn Du meinem schönen Beispiele folgst, so wirst Du nicht nur ein glücklicher Gatte, sondern auch ein baldiger Vater sein — kusch, Sultan!

Aurelie schlug den Blick zur Erde — Cornelius lächelte — Justine legte vorne ihre Saloppe sorgfältig über einander, um zu verhüllen, was ihr Gatte verrathen hatte. Sultan aber hatte sich der Länge nach hingestreckt, sein Kopf ruhte auf den Vorderpfoten, dabei wedelte er freudig, und blickte seine Bekannten so ruhig und treuherzig an, daß man hätte schwören mögen, das verständige Thier verstehe Alles, was hier gesprochen wird.

In der Kirche gegenüber harrte man der Brautleute — die Kerzen brannten — der Altar war geschmückt — da nahten sie — in Thränen schwimmend — in Thränen der Weihe und der Rührung.

Die heilige Ceremonie begann.

Die Neugierde hatte mehrere Vorübergehende herbei gelockt; eine Trauung ist eine religiöse Ceremonie, welcher

Jeder gerne beiwohnt — dabei wirkt entweder die Erinnerung an den Augenblick, wo man selbst am Altare gestanden, oder die Erwartung, daß dieser Moment einst kommen werde.

Unweit von der Pforte steht eine schlicht gekleidete Frau. Ihr Antlitz ist bleich und die Wangen eingefallen; das blaue Auge sieht finster, fast wild auf den Altar.

Unter der Haube hervor drängt sich unordentlich blondes Haar, der Anzug ist vernachlässigt, das ganze Aussehen unerquicklich.

Die Frau ist körperkrank, dies sieht man auf den ersten Blick, vielleicht auch seelenkrank.

Unter Allen im Schiff der Kirche Versammelten nimmt sie den größten Antheil an der Ceremonie — aber sie kniet nicht, um andächtig für das Glück der Brautleute zu beten, sondern sie steht aufrecht, und lehnt an einer Säule; es scheint, als ob sie dieser Stütze bedürfe.

Jetzt schauert sie zusammen, der Augenblick, wo die Brautleute das bindende „Ja“ sprechen, ist gekommen, sie drückt die mageren Hände auf das Antlitz, seufzt schwer auf und schwankt aus der Kirche.

Außen angelangt, stößt sie einen Jammerschrei aus, wendet wie eine Irre den Kopf rasch nach allen Seiten, als suche sie die Richtung, nach welcher sie fliehen solle — dann stürzt sie fort gegen das Platzl.

Diese unglückliche Frau war — Seraphine, eine Zeit lang die Gräfin von Santa Croce geheißen.

Noch in den neunziger Jahren konnte man in Wien in den niederen Schenken der Vorstädte eine Bänkelsängerin hören, welche da ihre trivialen Lieder sang, und ob der deut-

lichen Spuren ihrer ehemaligen Schönheit noch jetzt unter der ordinären Classe viele Verehrer zählte.

Diese Harfnerin war — Seraphine.

Wer aber die Frau in ihrem gesunkenen Zustande sah, ohne ihre Vergangenheit zu kennen, dem mußte freilich der herrliche Wuchs, das noch immer prächtige Haar und das feine Benehmen auffallen, welches letztere mit ihrem ordinären Gewerbe in so grellem Widerspruche stand. Und wenn nun ein Neugieriger sich nach dieser Frau bei irgend einem Manne aus dem Volke erkundigte, so bekam er unter Hunderten von Fünfzigen gewiß die Antwort: „Kennen Sie diese Frau nicht, das ist ja die Gräfin Cagliostro!“

* *
*

Regina von Zahlheim, durch Cornelius Lohberg aus der letzten Schlinge befreit, die ihr Alessandro gelegt hatte, wurde auf eine abschreckende Weise aus ihren mystischen Anschauungen geweckt.

Der junge Mann enthüllte der Mutter des Fräuleins die Gefahr, in welcher die Tochter geschwebt hatte, und zeigte ihr den Betrug, der gespielt worden war, um sie zu verderben.

Diese Entdeckung heilte das Fräulein von ihrem Wahne und zugleich von ihrer Neigung.

Regina schämte sich ihres Aberglaubens — sie erröthele ob der Leichtgläubigkeit und ob der Vorliebe, die sie für einen Gaukler und Betrüger hatte.

Einige Jahre später vermählte sie sich, und ward die glückliche Gattin eines Beamten, der sich über das Vorurtheil hinaussetzte, welches Unglücksfälle, wie jener, der ihre Familie traf, gewöhnlich erzeugen.

Die Familie von Zahlheim änderte — in Folge des unglücklichen Endes ihres Verwandten Franz — ihren Familiennamen, und wenn wir ihren neuen Namen verschweigen, so geschieht es einzig und allein deshalb, weil Abkömmlinge aus jener Familie noch unter uns leben.

* *
*

Bacciochi, der große, dicke Mauthbeamte, lebte noch zur Zeit der zweiten französischen Invasion (1809) in Wien. —

Am Hofstaate Napoleons befand sich bekanntlich in hoher Würde Fürst Bacciochi — dessen Sohn jetzt in der Umgebung Louis Napoleons fungirt. —

Der ehemalige Mauthbeamte kam auf den Gedanken, daß er ein Verwandter des Bonapartistischen Bacciochi sein könne, und wendete sich deshalb schriftlich an den französischen Großwürdenträger.

Der frühere Rosenkreuzer glaubte schon, Graf, Fürst oder gar Herzog zu werden — und hätte dann wahrscheinlich mit demselben Eifer gerufen: „Vivat Napoleon magnus!" so wie er einst rief: „Vivat societas Rosae crucianorum!" Die Sache zerschlug sich jedoch, es ging mit den genealogischen Probationen nicht recht zusammen, und der große Dicke blieb, wer er war. Dagegen machte er sehr gute Geschäfte mit dem philosophischen Goldsalz, denn er verkaufte ein winziges Fläschchen um zwei Gulden.

In Bezug auf dieses Arcanum bemerken wir, daß es aus stark mit Vitriol gesättigtem Weingeist besteht, und daß Baron Liebenstein noch einen Zusatz hatte, den er bei Verfertigung des Salzes seinem Laboranten verbarg — das Geheimniß der Erzeugung, wie es Szekely von Götz er-

kaufte, war also unvollständig, und das Salz wurde noch viele Jahre später so unvollständig in Ungarn erzeugt und verkauft.

* * *

Friedrich von Trenk, dessen unruhiges, abenteuerliches Leben ihn nicht lange an einem Orte duldete, eilte beim Ausbruche der französischen Revolution nach Paris. Seine freimüthigen Schriften zeugen von dem Geiste, der ihn beseelte. Der Freiheitsrausch war ihm in den Kopf gestiegen.

Aber siehe da — die blutige Revolution schonte selbst ihren Verehrer nicht.

Trenk, den das Freiheitsgefühl nach Paris trieb, wurde dort für einen geheimen Agenten auswärtiger Mächte angesehen, verhaftet, und im Juli 1794 auf Befehl Robespierres guillotinirt.

Die Prophezeiung des falschen Cagliostro ging also ganz in Erfüllung.

Szekely stand an dem Pranger — **Nowaczky** kam auf den Schiffszug, und **Trenk** starb auf dem Schaffot.



Druck von Keck und Pierer in Wien.